Zeitschrift: Argovia : Jahresschrift der Historischen Gesellschaft des Kantons Aargau

Herausgeber: Historische Gesellschaft des Kantons Aargau

Band: 5 (1866)

Artikel: Die Waldgräber zu Unter-Lunkhofen

Autor: Rochholz, E.L.

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-3539

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 25.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Die

Waldgräber zu Unter-Lunkhofen,

eröffnet und beschrieben

von

E. L. Rochholz.

I. Zur urkundlichen Namensgeschichte Lunkhofens.

Die beiden aargauischen Nachbardörfer Ober- und Unter-Lunkhofen im Bezirk Bremgarten liegen im obern Freienamte am rechten Ufer der Reuss. Die Stromgrenze war hier lange Zeit zugleich Herrschaftsgrenze gewesen. Die Reuss schied Ober-Alemannien von Klein-Burgund, den Zürichgau vom Aargau, sie gab mit ihren Krümmungen und Wirbeln, wac genannt, hier dem Wagenthal den Namen und bildete zugleich die Ostgrenze des Kelleramtes. Dieses Letztere reichte von der Mündung des Flüsschens Jone nordwärts bis zum Wendelstein, einem Twingstein, der zwischen Unter-Lunkhofen und Zufikon im dortigen Thalacker liegt, die Jahrzahl 1471 eingehauen trägt und die obern Freienämter von den untern schied; es besass eigene Satzung und Gerichtsbarkeit, eine seiner Dingstätten war der Kirchhof zu Ober-Lunkhofen, die in diesem Orte noch vorhandenen grossen Schaffnereigebäude waren der Sitz des Meiers, der nach klösterlicher Benennungsweise Keller hiess und seinen Dienstnamen auf das Kelleramt übertrug. Denn ursprünglich hatte hier das Leodegarstift in Luzern, darauf die Herrschaft von Oesterreich, später Zürich, schliesslich die Stadt Bremgarten den Meier zu setzen, anfänglich als einen amtsbefugten Vogt, nachmals als blossen Gutsverwalter. In so ferne nun der Ort Lunkhofen schon in der Wichardischen, vom 5. Oktober 695 datierenden Stiftungsurkunde des Luzerner Leodegarstiftes mitgenannt ist, so hat derselbe jedenfalls ein hohes Alter für sich, trotz dem, dass das erwähnte Dokument unecht und viel später, als es sich datiert, abgefasst ist. Sein Inhalt ist kurz folgender. Zwei alemannische Brüder, Ruopertus und Wichardus, widmen ihre Besitzungen kirchlichen Zwecken. Ruopert gibt seine zu Zürich an der Limmat gelegenen Güter zum Bau einer dortigen Kirche her, aus welcher das nachmalige Frauenmünsterstift in Zürich hervorgeht. Wichard ist Priester, stiftet aus seinen an der Reuss liegenden Besitzungen den Heiligen Mauritius und Leodegar ein Bethaus und Kloster zu Luzern, und schenkt dahin alles sein vom Berge Albis reusswärts gelegenes Grundeigenthum: incipiens a

praedio meo lun | chuft. Diese Charta Wichardi ist seit dem 13. Jahrhundert verbrannt und nur in einer Abschrift des Luzerner Urbars vorhanden, auf deren üble Beschaffenheit meist die verschiedenen Lesarten sich stützen, die seither in den Urkundensammlungen dem Namen Lunkhofen zu Theil geworden sind. Tschudi (Gallia comata, pag. 146) und ihm nach Neugart (Cod. Dipl. 1, pag. 8) liest Lungunsch; Guillimann richtiger Lungkunfht; unsere oben voranstehende Namensform lun | chuft ist dem Fünfortischen Geschichtsfreund entnommen 1, 155, wo die Stiftungsurkunde selbst sammt allen auf sie bezüglichen Dokumenten neu abgedruckt ist. Dieses von der Habsucht der Mönche der oberelsässischen Abtei Murbach geschmiedete Dokument wird nun deshalb für unsern vorliegenden Zweck von Wichtigkeit, weil dasselbe durch die unbezweifelt echte Urkunde des Kaisers Lothar im J. 840 bestätiget, somit das Leodegarstift zu Luzern sammt den eben erwähnten Gütern zu Lunkhofen als eine durch Pipin, Vater Karls d. Gr. gemachte Schenkung anerkannt und neuerdings an die Abtei Murbach übertragen wird. Und selbst wenn auch diese Bestätigungsurkunde unecht oder bloss erschlichen wäre, so bleibt damit doch der materielle Inhalt jener Schenkung, auf welchen Lothars Bestätigung sich stützt, bestehen, dieser aber ist die im J. 840 schon vorhanden gewesene Ortschaft Lunchuft. Um nun bei der Erklärung dieses etwas dunkeln Ortsnamens unsere Leser selbst mit urtheilen zu lassen, folgen dessen verschiedene urkundliche Namensformen hier sogleich nach, wobei freilich einmal ein Sprung vom neunten in das dreizehnte Jahrhundert gemacht werden muss, da die hiezwischen noch mangelnden Urkunden, uns bisher unbekannt, in den Archiven zu Zürich und Luzern unbenutzt liegen werden. Versuchen wir also, einen Ort, dessen vorgeschichtliche Grabstätten so belangreich für die antiquarische Forschung sind, auch in der ältesten Gestalt seines Namens zu erforschen, um mit Bestimmtheit den Volksstamm zu erfahren, aus dessen Sprache er geschöpft ist.

1213. Kloster Engelberg vertauscht Güter in Lvnchvnft. Geschichtsfreund 8, pag. 252.

1220. Johannes et Hugo de lunchunft. Geschfr. 3, 221.

1225. C. miles de Lungunft.

1228. C. et Heinric de Lunkuft, milites.

1241. Hugo de Lunchuft. Zu dritt in den Zürch. Antiq. Mittheill. Bd. 8, 56. 66. 80.

1243. C. de Lunghufft. Herrgott Gen. Habsb. 2, 270.

1249. Heinricus de Lunkhufth. Herrgott ibid. 2, 290.
1251. Hugo de Lunkoft. Herrgott ibid. 296.
1252. Heinr. de Lunkuft. Kopp, Eidgenöss. Bünde 2, 451.
1255. H. de Lunchun. Ibid. 503.
1256. Hugo et Rüdolfus de Lunchuft, consules Turicenses. Geschfr. 1, 369.
Rüdolfus de Lunchuft, miles. Neugart, Cod. Dipl. 2, no. 956.
Chvonradus et Waltherus, confratres nobiles, domini Chvonradi militis filii, de Lvnchvpth. Sie vertauschen eines ihrer Güter in Jonon. Geschfr. 2, 163. — Engelberg im XII. und XIII. Jahrh. pag. 147.
1258. Rüdolf de Lvnchuft, miles. Zeuge zu Zürich. Geschfr. 1, 372.
1259. Ulricus de Lunkuff, civis Turicenfis. Herrgott 2, 354.
Rüdolfus de Lunchuft, scultetus Turicenfis. Ibid. 2, 358.
Von den fünfzehn Lehensgütern, welche die Grafen von Habsburg durch die Abtei Murbach inne haben, sind viere gelegen in Luncuft, in Halderwange (Dorf Holderbank an der Aare bei Schinznach), in Reine (Kirchdorf Rein an der Aare unterhalb Brugg), Eolfingen (Dorf Elfingen auf dem Bözberge). Schöpflin Alsat. Dipl. no. 583.
1261. Rüd. scultetus Turicensis, dictus de Lunkofth (alias et Lungchuft), miles. Zürch. Antiq. Mittheill. Bd. 8, 159. 166.
1262. Waltherus dictus de Lunchuft. Geschfr. 7, 161.
1263. Hr. Rudolf und Hr. Ulrich von Lunkunft, ritter. Neugart, Cod. Dipl. 2, no. 985.
1266. Chvonradus de Lanchuft, frater hospitalis domus Theutonicorum in Hiltskilch (Hitzkirch), teftis. Geschfr. 11, 105.
1271. Volricus de Lunchulft, miles, civis Thuricensis. Geschfr. 19, 256. — 9, 209.
Ritter Helstab, der den Zehnten vom Hof in Nidern-Lunkuft besessen und ihn dem Kammeramte zu Luzern vorenthalten, wird zur Entrichtung desselben verfällt. Geschfr. 1, 196.
1275. Rüdolf von Lunkovft. Zürch. Antiq. Mittheill. 8, 220.
Zur Bestreitung der Unkosten eines auf dem Lyoner Concil beschlossenen neuen Kreuzzuges nach Palästina war eine Gesammtbesteuerung des Klerus bis zum Beneficiaten hinab auf sechs Jahre festgesetzt worden. Das hiefür in der Diöcese Konstanz angelegte Steuerbuch verfügt über Lunkhofen: Prepositus Lucernenfis debet dare 12 libras thur. Sed de oblationibus, remedijs et de redditibus curie in Lunttof adhuc debet inquirere et computare. Solvit 12 libras thur. usualis

monete. Incuratus in Lunkuft juravit de eadem ecclesia 42 libras communium denariorum . solvit 41 solidos . item ſolvit 40 solidos. Geschfr. 19, pag. 168. 172.

1277. Ueber den Zehnten in den Höfen Lunkuft et Jonun vergleichen sich der Convent zu Luzern und der Abt zu Murbach. Geschfr. 1, 200.

1284. Johannes de Lvnkuft, canonicus Turicensis. Geschfr. 8, 25.

1286 in churte Lvnchuſt hat der Luzerner Stiftskellner zwei Schweine und an Schafen so viel als in den übrigen 14 Kehlhöfen herkömmlich, jährlich für das Stift aufzubringen. Geschfr. 1, 67.

1290. R. et H. fratres de Lunghofft, milites. Herrgott Gen. Habsb. III, 544.

1291, 16. April. Murbach tritt seine schweizerischen Besitzungen käuflich an König Rudolf von Habsburg ab, zu Handen der österreich. Herzoge Albrecht und Johann, darunter die vorgenannten Höfe Eolfingen, Halderwank, Reine et Lvnkvft. Geschfr. 1, 208. — Neugart, Cod. Dipl. no. 1046.

1293. In Lunkoft hat das Luzerner Stift jährlich 24 Mütt Hubkernen einzuziehen. Geschfr. 1, 169.

1210 bis 1338. Obren- und Nidren-Lunkoff. Acta fund. Murens. Argovia 2, 10.

1300. Heren Heinrichs guot von Lunkvft des ritters, am Zürich Sê an den Schaltun. Geschfr. 3, 147.

1307. Unter den Einkünften der Conventualen zu Luzern werden nebst Anderm aufgezählt: Cuilibet confratri singulis annis X modios tritici, V maltera spelte, II maltera avene, dicta Bierkorn, que debentur de decimis in Lvnkuft etc. Geschfr. 1, 380.

1309. Herr Rud. v. Lunkoft, ritter, des Rates in Zürich. Geschfr. 7, 16.

1311. Walther der Kelner von Lunkoft; Kaufbrief um den Hof zu Rüti ze Lunkoft. Geschfr. 10, 113. Derselbe und Rudolf sein Sohn, im Jahre 1321: Geschfr. 20, 162. 164.

1313. her Růdolf von Lunkhuft. Kopp, Eidgenöss. Bünde 4, Abth. 1, 258. — Geschfr. 1, 71.

1323. Hermannus viceplebanus in Lunkhof. Geschfr. 20, 163.

1330—1372. Aus der Offnung des Gotteshauses Luzern über seine Dinghöfe.

In dem hof ze lunghofen: Welti Keller vnd ſin bruoder, die hant geſeit by dem eyd, ſo ſy mir dar vmb geſchworn hant, daz man das beſte houpt, das ein

mönſch in ſinem todbette brechte (vnd) das erbe von dem gotzhuſe hät, geben ſol. Der Schulthefz von Bremgarten der ſpricht ouch by dem eide, ſo er miner herſchaft geſchworn, daz er dick dabi ſi geſin vnd gehulffen hab tädingen, do das beſte houpt geantwurt ward dem gotzhuſ. Ouch ſpricht er, daz er dick ſi geſin ze gedingen in dem Hof ze lungkhof, daz die Keller allweg geoffnet habent, daz man das beſt houpt ſöll geben dem gotzhuſ. Geschfr. 11, 175.

1345. Rud. von Langhoft, burger von Zürich. Herrgott, Gen. Habsb. III, 670.

1346. Daſs gotzhus ze lucern het XV Meyer höff ân den zu ze lucern, die ſönd alle ſtân in dem rechten as der hof ze lucern. Vnd was in eim hof recht iſt, das iſt in allen höffen recht, vnd was vrteilen ſtöffig wirt, die ſol man ziechen an den ſtaffel ze lucern; Item der hoff ze Kungkoff. Geschfr. 20, 171.

1358. Jacob Walther und Johannes Keller, Rudolfs sel. des Kellers Söhne von Lunkouen, verkaufen dem Ulrich Keller von Jonen, Burger zu Bremgarten, um 140 Pfd. Pfenning Zofinger Münze ihren Zehnten zu Oberlunneren. Die Gebrüder Keller siegeln. (Diese drei tragen also bereits den Geschlechtsnamen Keller vom Amte her.) Geschfr. 20, 178.

Im Jahrzeitbuch der Propstei Zürich finden sich die nachfolgenden Einzelheiten eingeschrieben, deren Mittheilung unserm Mitherausgeber Hrn. Pfarrer Schröter zu verdanken ist.

Januar.	III Kal. Febr.	Margaritha uxor R. militis junior. de Lunkoft.
Februar.	Non.	Joh. de Lunkoft, sacerdos, huj. eccles. canonicus 1313.
	XIII Kal.	Rudolfus dictus Lunkhof, armiger. Dieser Rudolf erscheint bereits oben 1313.
	X Kal.	Heinricus fil. Rud. de Lunkoft militis. Als Herr Heinrich von Lunkoft ist derselbe 1310 Zeuge zu Zürich bei einem Vertrage des Herrn Lütold von Regensberg. Anz. f. Schweiz. Gesch. u. Alterth. 1863, 60.
Martius.	VIII Id.	Judenta uxor H. militis de Lunkoft.
Aprilis.	Kal.	Rud. de Lunkoft, miles, scultetus.
Majus.	VII Id.	Heinricus de Lunkoft, miles.

	Id.	Ulricus, miles, dictus de Lunkoft.
	V Kal. Jun.	Rud., miles de Lunkoft.
August.	V Kal. Sept.	Adelheit, uxor Hugonis militis de Lunkoft.
Novembr.	XVII Kal.	Heinricus miles de Lunkoft.
	X Kal.	Berchta uxor Rud. dicti de Lunkoft.
Decembr.	III Kal. Jan.	Hugo miles de Lunkoft.

Aus dieser Namensreihe wird ersichtlich, dass sich seit dem 13. Jahrhundert zu Lunkhofen ein Dienstmannengeschlecht geltend macht, welches seine Ritterbürtigkeit aus dem auf diesem Hofe verwalteten Meieramte geschöpft haben wird und sich deshalb auch Ritter und Schultheissen von Lunkhofen nennt. Dasselbe bürgert sich im gleichen Jahrhundert zu Zürich ein, wird daselbst, weil adelig, auch rathsfähig, schwingt sich in's städtische Schultheissenamt und soll daselbst, nach Leu's Helvet. Lexikon, um's Jahr 1360 erloschen sein. Seine Amtsnachfolger im Vogt- und Schlossrechte zu Lunkhofen wurden die Herren von Trosberg, deren einer, Johannes von Trosberg, als Bürger von Zürich 1414 das Meieramt sammt den Gerichten zu Lunkhofen käuflich an die Stadt Bremgarten abtrat. Den Namen lun | chuft leite ich ab von Luninc | hoven, dat. plur. zu den Hofstätten der Luninge, Abkömmlinge des Luno. Dies ist der Name des Zeugschmiedes, der den Achsennagel und die an ihm in die Höhe gerichtete Stemmleiste des Rüstwagens schmiedet, wie eine Glosse des 9. Jahrhunderts zeigt in Graffs Diutisca 2, 172: Luni, humeruli, qui in extremitate axis fiunt, ne de eo rota labatur. Wir nennen den Achsennagel (nhd. Lünse und Leuse) aargauisch lun und lung; der patronymisch davon ableitende althochd. Mannsname Luning steht verzeichnet in Graffs Sprachsch. II, 222. Die hier zu Lande ungewöhnliche Namensendung -uft, statt hoven und huobe, verhält sich wie mhd. hufbein zu nhd. Hüftbein, hüffe zu mundartl. huft (masc.), mhd. hiefe (Hagebutte) zu Hifte; und die würtembergischen Oerter Buschhöfte und Grauhöfte erweisen alemannisch die gleiche Bildungsform.

---

2. Lage und Abdeckung des Grossen Heidenhügels.

Der Gemeindewald von Unter-Lunkhofen liegt auf dem Rücken eines am rechten Reussufer zwischen Bremgarten und Islisberg stundenweit hinstreichenden und stundenhohen Bergzuges. Als das

Leichenfeld einer vorzeitlichen Völkerschaft und als der Schauplatz unserer nachfolgenden Mittheilungen ist derselbe nach den Namen seiner Waldparzellen, Gemarkungssteine und Quellen hier voraus zu betrachten. Zu diesem Zwecke durchgehen wir ihn von seiner nördlichen Höhe thalwärts. Der oberste und hinterste Bergforst ist das Litzibuch, eine 40 Juchart grosse Waldung, welche die Grenze bildet zwischen dem Gemeindebann der Dörfer Lunkhofen und Arni, und zugleich zwischen den Kantonen Aargau und Zürich. Das Buch bezeichnet sprachlich den Buchenwald, das Litzi oder Letzi die Grenze. Ein alter Markstein daselbst heisst das Landherrenstöckli, so wie eine etwas tiefer unten an einem Kreuzweg liegende Waldmarchung Kriegsherrentannen. Der Name Litzi reicht daselbst noch weiter; er bezeichnet den ganzen Flurbezirk längs des Bergrückens bis zum Dorfe Jonen und an die dorten laufende Kantonsgrenze, und steht so schon in dem Jahrzeitbuch der Kirche von Lunkhofen verzeichnet. An den Forst Litzibuch stossen die beiden Waldungen Mordkriegshau und Schwarzwasser. Jener erstere, so gewaltthätig klingende Name, so wie die Markung Kriegsherrentannen, ermässigt sich vermuthlich zu einem Hau im Morthalengriet, d. i. ein mit Riedgras bewachsenes Sumpfland, in der Mundart collectivisch Griet genannt; dieser Wortableitung gemäss stossen beide, der Kriegshau und die Kriegstannen, an das Litzibucher-Moos. Der andere Waldtheil Schwarzwasser ist nach einer dorten nordwärts entspringenden Quelle benannt; Schwarz gilt in der Mundart gleich Norden; die Schwarzbise ist der Nordwind. Diese nie versiegende Quelle gibt einer benachbarten hübschen Waldmatte den Namen Brünnli, geht am Saume des Bärhaues und dessen Grabstätten vorüber, wo sie einst zu den Leichenwaschungen und zum Kochen der Leichenmahle gedient hat, umfliesst darauf noch die zwei letzten Grabhügel, die jetzt nackt draussen auf den abgeholzten Rûchäckern liegen, und kommt durch ein langgewundenes tiefes Tobel als Bächlein ins Dorf herab. Aus jenen beiden Hinterwaldungen gelangt man in den südwestlich streichenden Hau Dachsenlei, d. i. Lehmgrund der Dachse; diese Thiere mögen hier besonders gehaust haben, ihr Bau wird uns auch bei der Abdeckung des Grossen Heidenhügels wieder begegnen. Eine wallartige Böschung, eine halbe Viertelstunde geradlinig hinziehend, grenzt den Dachsenlei gegen den Vorwald ab. Letzterer, in welchem die zu besprechenden Grabhügel liegen, heisst Bärhau; südlich und östlich umgeben ihn Bergmatten und Neubruchsfelder. Auf der südlich anstossenden,

sieben Juchart haltenden Bärmatte soll seit Menschengedenken ein Hofbauer Bär gewohnt und jenem Waldtheil seinen Namen gegeben haben. Der Wald aber und die sicherlich erst spät ausgestockte Bärmatte sind wohl beide nach ihren „bärhaften Bäumen“ zubenannt, wie die hier noch vereinzelt stehenden Eichen und Buchen in den Urkunden herkömmlich genannt werden. Nordwärts dieser Bärmatte und hart im Winkel der daselbst hingehenden Gaugrenze liegt ein erratischer Block; an ihm hat vor etlichen Jahren schon ein bei unseren diesmaligen Nachgrabungen behülflich gewesener Arbeiter in kaum 3 Schuh Tiefe ein Menschengerippe aufgefunden. Am östlichen Saum des Bärhaues beginnt Neubruchland, das wegen seines rauhen Bodens Rûchacker heisst und erst seit einem Menschenalter abgeholzt ist. Auf seiner Höhe liegen zwei Grabhügel dreiseitig eingegrenzt, oben vom Waldsaume und einem mit dem Schwarzwasser daran hinziehenden Hohlwege, unten von der Absenkung des Berges und den beginnenden Kornäckern. Das eine Grab zunächst dem Bärhau hat 80 Fuss Durchmesser und 10 Fuss Höhe, das andere 60 Fuss Durchm. und 8 Fuss Höhe. Man hat beide ehedem versuchsweise einmal bepflügt und mit Schutt befahren, nun sind sie wieder übergrast. Ihre Oberfläche ist mit Hunderten von grossen Flusskieseln bedeckt, die wahrscheinlich aus den inneren Umfassungsmauern dieser Gräber stammen und vom Pfluge oder von den Schatzgräbern hervorgewühlt sind. Solcherlei Grabkiesel werden uns nachher noch besonders beschäftigen. Wie man schon öfter den landschaftlichen Sinn wahrgenommen hat, den die Vorzeit durch die schöne Lage der zu ihren Grabstätten ausgewählten Plätze zu erkennen gibt, so trifft dies namentlich auf diesem Punkte zu. Hier und auf der benachbarten Waldblösse, welche Alteheini heisst*), geniesst man eine Aussicht, die unter die touristisch berühmten gezählt zu werden verdient. Man steht dem Rigi und Pilatus gerade gegenüber, sieht den Spiegel des Zuger- und Vierwaldstätter-Sees aufschimmern und blickt in die feierliche Pracht der Hochalpen hinein: die Thäler der Lorze, Jone, Reuss und Bünz liegen weithin aufgethan zu

*) Heine, heini drückt in den aargauer Ortsnamen das Haus und Heim aus. Heine heisst eine Parzelle der Gemeindewaldung von Aristau (Freienamt); Bruderheine, eine Parzelle im Hochwalde Gättibuch, Gem. Schinznach, wo zur Zeit der Königin Agnes Beginen und Begarden einsiedlerisch wohnten. Heinemüggel ist der Name der Haus- oder Herdgrille. Heinerüti, eine Hofstatt bei Bremgarten; Heinifest, eine solche in der Gem. Hornussen; Heingert, ein Waldschlag der Gem. Elfingen.

unseren Füssen und streben dem Jura zu, dessen blaue Kette die Landschaft nordwärts einrahmt. Man wendet sich um und betritt schon mit dem nächsten Schritte die Gräber im anstossenden Walde.

Der Bärhau enthält vierzig abgezählte Grabhügel, die mit der um ihre Sohle kreisförmig gezogenen Steineinfassung und mit den Felsklötzen auf der Grabspitze erkennbar auf dem schattigen Waldboden sich abheben. Davon sind seit einem Jahre fünf geöffnet, zwei förmlich durchgründet worden. Noch fünf andere zeigen Spuren älterer, jedoch bloss oberflächlicher Anschürfung, alle übrigen scheinen noch unberührt dazuliegen unter dem Schutze ihrer mächtigen Decksteine. Darunter befinden sich Grabkegel bis auf 25 Fuss Durchmesser und hart neben ihnen Hügelchen von bloss 9 Fuss und weniger.

Nachdem der Vorstand unseres historischen Vereins diese Grabstätten verwichenen Sommer besichtigt und damals ein grösseres Grab bis auf den Grund abgedeckt, ein kleineres nur äusserlich untersucht hatte, wurde beschlossen, den grössten Hügel des Waldes sofort in Angriff nehmen zu lassen. Wir nennen ihn seitdem den Grossen Heidenhügel. Derselbe misst von der Spitze bis zur Sohle 23 Schritt, sein mittlerer Durchmesser beträgt also 60, sein unterster 90 Fuss. Nach dem Mafsstabe gemessen ist die Höhe des Hügels 12 Fuss. Seine Basis umgibt noch der ursprüngliche Kranz von etwa hundert Geschieb- und Findlingssteinen, unbehauen, dick übermoost, zwei Fuss hoch aufgestellt, eng an einander schliessend. Fünfhundert Stämme alter und junger Hainbuchen und Aspen bedecken den Hügel, darunter aber auch als Zeugen des frühern Waldbestandes zwei stattliche Tannen von achtzig, und zwei Eichen von etwa hundert Jahren. Ihre Wurzeln waren, wie sich nachher auswies, bis auf zehn und mehr Fuss Tiefe ins Grab hinabgedrungen und hatten die Schädel der zu unterst Liegenden erreicht; ein entscheidendes Zeugniss, dass die Grabstätte, unbeschädigt durch Schatzgräber und ungeplündert durch Todtenräuberei, eigentlich jungfräulich in unsere Hand gekommen war. Eine trichterförmige Grube auf der Spitze rührt, wenn nicht von einem ausgestockten Baume, wohl von dem ehemaligen Gipfelpfeiler her, bei dessen Abwerfung der Boden mit aufgerissen worden ist. Daher muss es auch kommen, dass man an dieser nicht völlig überwachsenen Stelle Scherben von Grabgeschirr mit der Hand schon aus dem Boden wühlen konnte.

Um aber dem Leser auch einen Einblick in die Mühsal zu geben, einen solchen Hügel zu bewältigen, so sei allein die Be-

merkung vorausgeschickt, dass zu seiner Durchgründung zehn Sommertage lang mit je 10—13 Mann von 6 Uhr Morgens bis Abends gearbeitet worden ist. Die kleinen Bäume mussten gefällt, die grössten umgangen werden, im Hügel selbst mussten zweierlei Umfangsmauern durchbrochen, in seiner Tiefe die unterste Steinbettung abgetragen und herausgeschafft werden — sie allein macht manches Fuder Steine aus; und während man an diesen cyklopischen Lasten sich müde hieb und hob, durfte zugleich keine Schaufel Erde ununtersucht bleiben, um bis auf die einzelne Stecknadel und Haselnuss hinab Alles aufzulesen, was das Fundverzeichniss nun enthält.

Um an Zeit und Lohn zu sparen, wurde das Grab oben und unten zugleich in Angriff genommen. Sechs Fuss über dem ebenen Waldboden begann man von beiden Seiten, auf Süd und Nord, einen Stollen von 16 Fuss Breite zu schlagen und ihn gegen die Mitte auf 16 Fuss Tiefe hinabzuführen, noch 2 Fuss tiefer als die Urbodenschicht. So von unten nach oben den aufgetragenen Lehmhügel durchgründend, ergab es sich, dass derselbe innerlich mit zweierlei verdeckten trockenen Ringmauern concentrisch umgürtet ist, beide von gleicher Mächtigkeit, beide in gleicher Entfernung über einander liegend, beide aus Geschiebsblöcken von Gneis und Granit bestehend, in den Fugen mit Steinplatten geschlossen und mit Flusskieseln verkeilt. Die unterste, welche 6 Fuss über dem ebenen Waldboden beginnt, liegt 2 Fuss tief im Hügel, hat 3 Fuss Breite und wendet ihre 4 Fuss hohen Klötze geneigt gegen das Innere hinein. Es ist also eine Strebemauer, die den aufgetragenen Berg in seinem Innern nicht bersten, in seinen Flanken nicht abstürzen, von Regen und Schnee nicht verwaschen lässt. Die zweite Umfangsmauer, 9 Fuss vom ebenen Boden entfernt, 3 Fuss ab von der untern Mauer und 3 Fuss nach innen liegend, hält 3 Fuss in der Breite und 2 in der Höhe. Der Zweck beider Mauern ist deutlich. Sie helfen den Innenraum zur Anordnung der Leichenbrände ebnen und befestigen, gewähren ebenso den innenan beerdigt Liegenden den Schutz einer Gruftmauer, durch die kein wildes Thier hindurchwühlen kann, und sind nach aussen, wie das umwohnende Landvolk es von jeher benennt, eine starke Schanze. Sie vertreten also zugleich die Mauern eines Friedhofes mit seinen Familiengrüften, und eines widerstandsfähigen Schanzwerkes. Den Kern und Mittelpunkt dieser Bauten macht in 14 Fuss Tiefe ein Lager wilder Steinklötze und Findlingsblöcke. Diese mussten zerschlagen, stückweise heraus-

gerollt und auf der Bahre herausgetragen werden; nun liegen sie wie eine Steinwüste draussen um die Flanken des Hügels. Erst unter diesen Blöcken hört der von einem entfernten Orte hergeführte Sand- und Lehmschutt auf und beginnt jener rauhe natürliche Boden, wie er sich ausserhalb des Waldes auf den Almendgütern vorfindet und also unsern damaligen Arbeitern leicht erkennbar gewesen ist. Bis auf diese Tiefe von 16 Fuss senkrecht niedergrabend, hatten wir zehnerlei auf einander liegende Brandschichten und gleichzeitige Leichenbettungen abgedeckt und dieselbe Zahl nachher auch bei dem zweiten in's Kreuz gemachten Durchschnitte wiederholt gefunden.

Man wird in diesen dreifachen Steinzäunen des Grabes ein uraltes Symbol zu erblicken haben. Das dreimalige Umgehen, Umreiten, Umtragen und Umwallen eines zur Feier, zum Zauber oder Opfer bestimmten Platzes geht durch alle Sagen und Bräuche. Indern und Kelten ist es gemeinsam, den umkreisten Gegenstand mit der dreifach wiederholten Macht der eigenen Persönlichkeit wie mit einer Zauberkette einzuschliessen. Vgl. Kuhn, Nordd. Sag. 470; Grimm, Myth. 971. Die Schlossjungfrau zu Wölfliswyl will dreimal um die Kirche getragen, diejenige zu Tegerfelden dreimal geküsst, ihre Burgzinnen sollen dreimal umritten sein. Man vergleiche hierüber die beiden Sammelwerke der Aargauer Sagen und der Naturmythen. Selbst im Volksliede kehrt es wieder: „Es wuchsen drei Lilien auf ihrem Grab.“ Das berühmte Stonehenge (d. i. Steingalgen) bei Salisbury in Wiltshire besteht aus einem dreifachen Kreise so mächtiger Steinpfeiler, in Form von Trilithen, dass das Volk diese kolossalen Steinmassen den Riesentanz nennt, keltisch Choirchar, englisch Giants'dance; auch dieser heidnische Steinbau liegt in der Mitte von zwei- bis dreihundert vorzeitlichen Grabhügeln. Nilsson, Skandinav. Ureinwohner. Nachtrag, zweites Heft (1866), pag. 67 und 73.

Von der Spitze des Hügels aus begegnete das Grabscheit schon auf anderthalb bis zwei Fuss Tiefe der ersten Brandschicht. Der Lehm ist hier mit feinem Sand schichtenweise gemengt, mit kleinen Kohlenstücken und schwarzem Moder dicht und gleichförmig belegt, der unmittelbar darunter liegende Lehmboden von der Glühhitze ziegelroth; die Kalksteine rothgebrannt, die Sandsteine schwarzgrau und zum Zerreiben mürbe. Alles hat in einer mächtigen Flamme gelegen, Alles ist mit einer Menge Scherben von Schwarzgeschirr gröbster Sorte überstreut, übrigens aber gänzlich urnenleer. Die vielen kleinen Kohlenstückchen, die hier in dem Wurzelwerk des

Waldbodens festhiengen, veranschaulichten uns den bekannten Satz des Aberglaubens, man finde um Johanni Mittags unter den Klettenund Beifusswurzeln Kohlen, die gegen allerlei Krankheit schützen. Ein grosser kugelrunder Rollkiesel aus der Reuss lag mit Asche bekrustet neben gelblich weissem Beingestäube; ein calcinirtes Einzelknöchlein davon wies sich als der Theil des Felsenbeins eines Erwachsenen aus, und ein in diese Asche niedergelegter thönerner Spinnwirtel erklärte, hier sei das Grab einer Frau. Sie war auch Mutter gewesen; denn gleich nebenan fand sich ein Flusskieselchen von Grösse und Form eines Spielschussers (Marmorglucker) und dabei auf einem schmal umschränkten Plätzchen die Knöchlein des mit diesem Steinsymbol gemeinten Säuglings. Dies war zu schliessen aus den Stücklein einer feinwandigen papierdünnen Hirnschale und aus dem Umstande, dass sich keine Zähne dazu vorfanden. Luftdicht eingewickelt in den Lehm, zeigte sich auch des Säuglings Halsschmuck; der Letztere besteht aus mehrern winzigen Häuschen der Tellerschnecke, von der Gattung der Planorbis, die in geordneter Reihe dicht an einander lagen, so dass nichts als die ursprüngliche Verbindungsschnur fehlt. Sieben davon wurden ganz erhoben.*) Auf 3 Fuss Tiefe kam die zweite Brandschichte, die jedoch ausser den wiederholten Topfscherben gänzlich urnenleer war und keinerlei Ausbeute ergab. Die dritte Brandschichte auf 4—5 Fuss Tiefe beginnt innerhalb der obern Umfassungsmauer und enthielt die erste ganze Urne Schwarzgeschirr in Form einer bauchig geschweiften, hochhalsigen Kanne, henkellos, rund in Mündung und Stehboden. Sie war vorsichtig bis an ihren Rand in Lehm und geschlemmten Sand eingebaut, wurde auch nicht weniger vorsichtig mittels eigens geschnitzter Spateln herausgebohrt und von unten her sacht emporgehoben. Dennoch glückte es nicht, sie unzerbrochen zu erhalten, die schwere, feuchte Lehmerde, mit der sie angefüllt war, hatte sie schon vorher zerdrückt. An ihren innern Flächen klebte calcinirtes Gebein. Unterhalb der beiden Steinwiderlager nahmen die Aufschüttungen von abwechselndem Lehm und Sand dermassen

*) Mehrere hier mit ausgegrabene Gewächse, verkohlt und unverkohlt, hatten wir nach ihrer Form, ihrem Stiel und einer Art Kerngehäuse für Holz- und Mostbirnen gehalten. In unserm Zweifel legten wir diese und andere Fruchtreste zusammen dem gelehrten Herausgeber der Pflanzen der Pfahlbautenperiode vor, Hrn. Prof. Dr. Oswald Heer in Zürich. Seiner einlässlichen Güte haben wir neben mehrfachen Aufschlüssen auch besonders den zu verdanken, dass die vermeintlichen Birnen Wurzelauswüchse, Gallen sind.

rasch zu, dass Karst und Schaufel wie von selbst durch den lockern Boden niedergiengen und die Arbeiter sich mässigen mussten, um das zu Suchende nicht schon in Voraus zu zertrümmern. Dachse und Füchse hatten sich diesen Boden schon längst zum Bau gewählt und von der untern Umfassungsmauer aus zwei so tüchtige Höhlengänge gegen die Mitte des Hügels hineingewühlt, dass sie nun unsern Arbeitern zum Aufbewahrungsort ihrer Werkzeuge dienten und ein herbeigekommener Schulknabe den einen bis auf 10 Fuss bekroch. Hier verrieth sich uns zuerst das Erz, das in walzen- und perlenförmigen Stückchen, also in Resten von façonnirten Spangen, zum Vorschein kam. Eben dahin gehört der hübsch gegliederte Bronzeknopf eines muthmasslichen Dolch- oder Messergriffes und ein uns unerwarteter, stark verrosteter Eisenstift. Hier machten sich die Scherben von Rothgeschirr durch ihre Winzigkeit auffallend, sie zeigen einen so kleinen Durchmesser und sind so dünnwandig, dass sie ganz an unsere Puppen- oder Nippgeschirrchen erinnern. Die Laubstreu, die man bisher nur vereinzelt gesehen hatte, begegnete nun büschel- und klumpenweise, Buchenrinde und verkohlte Aestchen von Hartholz mehrten sich, lauter Anzeichen eines neu bevorstehenden Fundes. Dieser erschien, als wir auf 10 Fuss hinab gelangten und nun mit der Tiefe der untern Umfangsmauer in gleicher Fläche standen. Hier entwickelte sich beim Weitergraben allmählich ein so auffallend branstigherber Dunst aus dem Boden, dass ein Arbeiter etwas wie Leichengeruch zu wittern meinte und halbwegs Miene machte, den Schacht zu verlassen. Ringsum dampfte es gleich der Säure eines frisch aufgewühlten Ameisenhaufens. Es waren die Dünste des Holzessigs, erzeugt in den nicht gänzlich verkohlten Hölzern des Leichenbrandes, eingeschlossen und wieder erstickt mit dem über die Gluthen geworfenen Schutt; nun entwichen sie langsam in der Sonnenhitze des windstillen Julitages. Bald fand sich auch die gewünschte Erklärung: In Masse bedeckten die verkohlten Ueberbleibsel von Schichthölzern den Boden; wir standen an den Resten eines Scheiterhaufens, dessen Mächtigkeit aus der Grösse der zahlreichen Kohlenstücke wohl zu ersehen war, und sammelten das schwarze Gebein einer Frauenleiche auf, die man hier eingeäschert hatte. In smaragdgrünem Glanze stach das Erz an mehrern Punkten zugleich aus der dunkeln Erde hervor und gab die Haltung und Gestalt der Leiche deutlich zu erkennen. Sie war mit dem Haupte nach Ost, mit den Füssen nach West gerichtet, die Arme nach beiden Seiten anschliessend; dies zeigten an der Schulter der

Halsring und an beiden Hüftseiten die zwei Handgelenkringe, die im Abstand von anderthalb Fuss Breite von einander aufgelesen wurden. In engem Kreise beisammen lag oben ein Dutzend kleiner Knochenflächen: die Trümmer der Hirnschale; niederwärts einzelne Zähne, kleine zierliche Hals- und Rückenwirbel, in den Wirbelflügeln abgesengt; von Brustkorb, Hand- und Fussknöchlein nichts — ein Beweis, dass der Brand die Leiche am meisten von obenher gefasst hatte, im Rücken aber nicht vollständig durchgedrungen war. Dies und der sichtbare, nachher noch näher zu zeigende Umstand, dass man die noch rauchende Leichengluth mit Erde zugeworfen, diese mit Wasser oder mit Libationen begossen und korbweise mit Fruchtspenden umstellt hatte, sollte für uns zur Quelle der reichhaltigsten und archäologisch seltensten Anschauungen werden. Hier notiren wir diese Einzelnheiten vorerst nur rasch.

Ein gegen 2 Fuss Durchmesser haltender fester Erdklotz war dem Haupte zum Kissen gegeben; auf ihm lagen, das Haupt strahlenartig überragend, ringsum die spannenlangen feinen bronzenen Stecknadeln, deren ungewöhnliche Länge Zeugen sind der Haarpflege dieses Volkes. Was vom Haupthaar nicht fliegend getragen wurde, ist um Stirne und Scheitel in doppelter Lockenreihe an solchen langen Nadeln aufgesteckt worden. Bronzebuckeln, von Form und Grösse einer halbirten Wallnuss, welche Zierstücke einer Stirnbinde gewesen, hatten sich von ihrer Lederunterlage abgelöst und mit ihrem hohlen Gussrand gleichfalls dem schwarzen Erdkissen eingedrückt. Der ganze schwere Klotz mit seinem Bronzereichthum wurde vorerst ausgehoben und auf einer Tragbahre in's Dorf hinab geschafft. Zunächst zwischen Kopf und Schulter lag ein Halsring in der Asche, von vierthalb Zoll Durchmesser und einem halben Zoll Dicke. Er war durch die Gluthen in viele Trümmer geborsten und ergab daher statt des grünen Edelrostes nur einen mehlartigen, weisslichblauen Erzstaub. Als man ihn vorsichtig umgrub, zeigte sich's, dass er zolltief und ebenmässig in einer hölzernen Unterlage festsass, entweder künstlich in diese eingelassen, oder beim Leichenbrande erst in dieselbe hinein geglüht. Unter derselben folgten alsbald noch zwei andere gleiche Holzgefache, jedes mit seinem gleichen Halsringe belegt, jedes vom Nachbarfach mittels scharfkantig geschnittener, fingerlanger Spreizhölzchen abgesondert. Sie scheinen die Zargen des Gefüges zu sein und gleichen den Stäbchen eines Korbbodens, die Gefache selbst aber waren glattgelegt und aussenher mit sehr breiten und frischschimmernden Striemen aus Birkenrinde bandartig überlitzt. Von

diesem freilich schon im Brande stark zerstörten Geräthe, das unstreitig ein Schmuckkästchen war, ist ein ziemlicher Theil der Holzstäbchen und des Rindenüberzuges in unsern Händen; das Uebrige, mit Erde, Asche und Gebein untermischt, ist in einen festen, der Braunkohle ähnlichen Körper umgewandelt. Man darf schliessen, Brandasche, Kohlengluth und heisse Schichterde seien mit darüber gesprengtem Wasser gedämpft worden, und mittels der beim Leichenbrande verwendeten Harzkuchen habe sich die Masse in diese zähe Substanz zusammen gebacken. Um jedoch unvorbereiteten Lesern einen überflüssigen Zweifel über die gemeldete Conservirung von handbreiten Stücken Birkenrinde gleich hier zu benehmen, sei folgende Zwischenbemerkung gestattet. Man hat im J. 1859 bei der meklenburgischen Stadt Schwaan eine Thonurne ausgepflügt, deren Alter nach den darin gefundenen Münzen sich sicher auf das Jahr 1030 stellt. Dieselbe war ganz mit Streifen von äusserst weisser Birkenrinde ausgelegt, die jetzt noch den Formen des Gefässes sich anschliessen und in sich dermassen zusammenhalten, dass man diese, ohne alle Heftung gemachte, nur zusammen gelegte Ausfutterung aus dem Gefässe und ganz in dessen Gestalt herausheben kann. Sie ist in Farbe und Zeichnung fest und unversehrt, obgleich das Gefäss ungeschützt und mit unbedeckter Oeffnung nun über 800 Jahre lang dem Einflusse der Erdfeuchtigkeit ausgesetzt gewesen ist. Ebenso wurde in der Ukermark, zu Herzfelde, 8 Fuss tief im Boden unter Moder eine grosse Menge unversehrt gebliebener Birkenrinde neben 40 Stück Bronzen aus der Bronzeperiode erhoben. Lisch, Meklenb. Jahrb. Bd. 26, 244. — Von den drei Bronzeringen des Schmuckkästchens ist ein Theil der ciselirten Hohlwände und die in diesen steckende hölzerne Füllung (wahrscheinlich Weidenholz) vorhanden, alles Uebrige ist breiter Oxydstaub. Ein Holzstück über Fingerlänge und Dicke, bis in's Innere grüngefärbt von Bronze, hat zwei geradlaufende, senkrechte Flächen und zwei Löchlein vom Nagelbeschlag; es ist also der Holzkern zum Griffe eines gewesenen Bronzewerkzeuges. Die mikroskopische Untersuchung zeigt Weidenholz. Ebenso fand sich hier das konische Ende eines fernern Armringes aus umgeschlagenem Bronzeblech, dessen Schnittseiten nicht über einander, sondern an einander getrieben sind, gerade so wie jene im Weissenburger Walde bei Eichstädt in Baiern ausgegrabenen Goldringe geschlagen sind, welche von Mayer 1825 gefunden und bekannt gemacht worden sind. Auch hier schaut der Holzkern hervor, mit welchem der Ring ausgefüttert war. Niederwärts über den

Thorax war eine Lage kantig geschnittener starker Ruthen wie ein Korbdeckel hergewölbt, worunter ein Gewand in viererlei über einander gefalteten Bauschen vorsah, der Stoff dick wie ein Messerrücken, dem Anschein nach grün und schwarz gewürfelt, so frisch in Farbe und Muster und zugleich so genau nach unserm heutigen Geschmack, als käme es aus dem Schaufenster eines Modeladens. Es blasste zwar schon nach wenig Tagen ab und schrumpfte zusammen, gab aber gerade dadurch seine wirkliche Beschaffenheit zu erkennen. Es findet im Abschnitt 8 seine besondere Beschreibung. Aus den verkohlten Stücken runder Korbböden und den darin enthaltenen Fruchtresten ist zu schliessen, dass an und auf der Leiche etliche Fruchtkörbchen gestanden haben. Unter andern unkenntlich gewordenen Dingen waren dieselben mit Wildfrüchten gefüllt gewesen, deren nunmehrige Bestimmung der freundlichen Bemühung des Hrn. Prof. Oswald Heer in Zürich angelegentlich zu verdanken ist. Darunter ist die kurzfrüchtige Haselnuss, Corylus avellana ovalis, mit Schale und Füllung; eine aufgeplatzte Fruchtdecke der Buchnuss; zwei junge Eicheln von Quercus Sessiliflora; lauter gleichzeitiges Gewächs, das etwa die Folgerung erlaubt, es sei diese Bestattung in die Zeit des Spätherbstes gefallen. In der Aschenerde und auf den verkohlten Knochen klebten schwarze kleine Sämchen. Das starke Ruthengeflechte der Körbe und die schichtweise darüber geworfene feine Erde ist wohl die Ursache, dass auch diese winzigen und zarten Dinge von den Flammen nicht mit ergriffen wurden. Gleiches gilt von einigen lederähnlichen Trümmern, die in der Form der oben erwähnten bronzenen Stirnbuckeln gepresst oder geschnitten sind und also wohl zur Lederunterlage der Stirnbinde gehört haben. Diese Stückchen zeigen noch grosse Zusammenhangskraft, entwickeln in der chemischen Analyse starke Quantitäten von Laugensalz (Ammoniak), und da sie aus derselben Lage mit einigen feinen Thierhärchen erhoben sind, so ist der Schluss erlaubt, man habe es hier mit einem thierischen Membran zu thun, mag es nun zum Leder der Stirnbinde oder zur Pelzverbrämung eines Kleides gehört haben. Uebrigens ist es bekannt, dass man in Heidengräbern, neuerlich auch in Meklenburger und Schweizer Pfahlbauten bereits Leder aufgefunden hat; ein dreifaches mit Bronzebuckeln beschlagenes Bruchstück eines Lederpanzers stammt aus dem bei Schwerin gelegenen Kegelgrabe von Peccatel (Meklenb. Jahrb. Bd. 9, 371. Bd. 25, 216). Ein ledernes Pferdezeug mit Bronzebuckeln aus einem Kegelgrabe bei Köthen; und einen im Lippe-Detmoldischen aus-

gegrabenen Schild mit Rindsleder überzogen, zählt Beide Klemm auf, Alterthumskunde 129 u. 237. Lederreste erhob Lindenschmit in den Frankengräbern bei Selzen (Lindenschmit pag. 5); ebenso G. von Bonstetten in den Hügelgräbern zu Bernisch Ins (Notice etc. pag. 7, 9, 12). Zu unserer ferneren Ausbeute aus der Asche dieser Frauenleiche gehört ein Stücklein strohgelber Bernsteinschiefer; der Bernstein muss also gleichfalls erst nach der Leicheneinäscherung beigelegt worden sein. Unter den Bauschen des Oberkleides verborgen und erst nachmals von uns entdeckt, sass der aus Bronzeblech bestehende, senkrecht niedergehende Breitstreifen des Brustlatzes oder Fürgespenges, und tiefer darunter der Bronzegürtel. Sein Mass ist im Fundverzeichnisse angegeben, seine Ornamentirung auf Bildtafel I und II veranschaulicht.

Wer hätte bei diesem dreifach geglückten Funde eines Schmuckkästchens, eines Bronzegürtels und eines Brustschmuckes nicht unwillkürlich an jene drei gleichen Kleinode denken sollen, die in der Odhinischen Religion eine so bedeutsame Rolle spielen. Ein Schmuckkästchen wird der deutschen Göttermutter Frigg ausdrücklich von der Edda beigelegt, ebenso der Göttin Freyja ein strahlender Brustschmuck Brisingamen; im Gürtel aber wohnt das Vermögen heroischer Stärke, darum ist Brunhildens Gürtel zauberkräftig, und ein angelsächsisch-heidnischer Segensspruch (Grimms Myth. 1, Beschwörungen CXXXI) betet zum siegverleihenden Wodan also um Stärke:

Ich beschliess mich in diesen Gurt
Und befiehl mich in Gottes Huld,
Ich singe den Siegsgruss, trage den Siegsgurt:
Dass Wortsieg und Werksieg mir Sicherung gibt.

Während man hierauf diese Leichenbrandschichte ringsum abdeckte, um zu dem schon sichtbaren Steinbette hinab zu graben, auf welchem jene lag, stiess man auf der westlichen Seite auf die Eisenschiene einer Radfelge, breit in den Lehm eingerostet, die nach der Höhe ihrer Schweifung gemessen, zu einem Lastkarren gehört haben wird. Davon ist ein 7 Zoll langes, 1¼ Zoll breites massives Stück sammt den darin steckenden vier Beschlagnägeln erhoben. Auf der Südseite des Steinbettes, an dessen Abtragung es nun gieng, stand eine Schüssel aufgestellt, ungemein dick und grob gearbeitet, mit Graphit geschwärzt, von besonderer Grösse. Die kreisrunde ungedeckte Mündung, um die sich ein erhabener Wulst zog, mochte etwa zehn Zoll Durchmesser haben, wogegen

das Gefäss nach unten mit einwärts gezogener Wand sich hübsch verjüngte und somit einen verhältnissmässig nur engen Stehboden zeigte. Die Form war durchaus gefällig. Das feuchte schwere Gefäss wurde mit Tüchern gebunden und umwunden, auf ein Brett geschoben und in den Waldschatten zur Abtrocknung hinausgelegt; trotzdem barst es an Licht und Luft langsam und unrettbar aus einander, ehe sich Zeit fand, es vom anklebenden Lehm zu säubern, und abzuzeichnen. Ein paar Schuh drunter in einer Kluft der wilden Steinklötze lag ein vereinzelter Menschenschädel, unverbrannt, so auf sein Cranium hinunter geworfen, dass wir in die Hirnschale wie auf den Boden eines Hafens hineingreifen konnten. Wir umbanden den Schädel in seinen Lehmlagen mit dem breiten Leibgurt eines Arbeiters und liessen ihn ins Dorf hinab schaffen. Ein Backenzahn lag zunächst, dreizinkig, mit halb abgesprengter Krone und hohl. Aber von dem übrigen, zu diesem Schädel etwa gehörenden Skelet liess sich auch nicht der geringste Theil vorfinden, auch keinerlei Spur von vermoderten Knochen. Dieser befremdende, an Menschenopfer gemahnende Anblick sollte sich gleich noch einmal wiederholen, als ein Granitblock weggeräumt werden musste, der unseren Steinhämmern lange zu schaffen gab. Hier lag ein zweiter unverbrannter Menschenschädel so eng und hart an der scharfen Wand des Felsens, dass man beide nur sehr schwer von einander ablösen konnte, denn der Hieb gegen den grossen Stein durfte den fest daran klebenden Schädel nicht etwa mit sprengen. Dieses Haupt war senkrecht von obenher vollständig durchgeschnitten. Nur das schmale cylinderförmige Hinterhaupt, gänzlich pergamentdünn und abblätternd, war vorzufinden, ausserdem von einem mit ihm ins Grab gebrachten Körper keine Spur. Wir hatten hier das erste Exemplar eines Langkopfes, Dolichocephalus. Selbst in den Arbeitern erwachte die Ahnung grausig vollzogener Hinrichtungen, denn wie vom Rumpfe geschlagen, ja eins sogar in zwei Hälften gespalten, lagen hier diese Häupter als Wegwurf zwischen dem scharfen Gestein. Das waren etwa die Unterjochten gewesen, die der herrschende Stamm abschlachtete und in den Grundwall des Erbbegräbnisses zu dessen Festigung warf, oder auch zur Abwehr lang andauernder Seuchen und Hungersnöthen. Darum liegt hier der abgeebnete Thonboden mit den Brandresten jener in ihrem Prunke bestatteten Frau, vielleicht der Ahnfrau einer ganzen Sippschaft, unmittelbar obenauf über diesen zwei versenkten Schädeln. Das Vorkommen solcher vor der Bestattung von ihrem Rumpfe gelösten und neben die Nachbar-

leiche desselben Grabes hingelegten Menschenschädel ist ein durch nicht wenige Fälle bestätigter heidnischer Begräbnissbrauch; vgl. Weinhold, Heidn. Todtenbestatt. 1, 41. — 2, 96. 120. Wichtiger aber ist das Zusammensein der Schädel von zweierlei Menschenracen in einem Grabe, wie es hier vorkommt: des kleinen Rundschädels (der verbrannten Frau), welcher craniologisch der Bronzezeit angehört, und dieses Langschädels, der unter dem Namen des Typus von Sitten (Syon im Wallis) bekannt ist und der Eisenzeit angehört. Man hat nach K. Vogts und Desors Angabe (Aus Sahara und Atlas 1865, 69) neuerlich auch unter einem Dolmen bei Meudon Langkopf und Kurzkopf neben einander ausgegraben, und nach dem Berichte von Lisch (Meklenb. Jahrb. 19, 302) in dem meklenburgischen Kegelgrab von Schwaan den kaukasischen Schädel neben dem der mongolischen, vulgo finnischen Race erhoben.

Je mehr wir von diesem Platze uns entfernend zum nördlichen Ende des Grabhügels gelangten, um so geringer wurde die Ausbeute; an der nördlichen Umfassungsmauer war schliesslich der Boden gänzlich leichenleer. Der Hügel wurde nun in gleicher Dimension und Tiefe von West nach Ost quer durchschnitten und hier abermals bei der untern Umfassungsmauer begonnen. Unterhalb ihrer Aussenwand ergab sich als Erstes eine kleine Urne mit kalcinirtem Kindergebein; für uns ein nun schon sich wiederholendes Zeugniss, dass man Kinder- und Frauenleichen in diesem Hügel noch nachträglich und deshalb auch sehr äusserlich beizusetzen pflegte, nachdem sein Bau schon geschlossen war. An der Innenwand dieser sehr kleinen, bereits in Scherben vorgefundenen Urne klebte weissliche, von Wurzelfasern durchzogene Erde, kreidig abstechend gegen den gelben Lehmschutt des Bodens. Mehrere niedliche Kieselchen und farbige Quarze, geordnet zusammengelegt, waren wohl des Kindes Spielsteinchen gewesen, was zwei würfelförmig geschlagene Feldjaspise, der eine hellroth, der andere braun, andeuten, und übereinstimmend mit diesem Kindertand das dabei gefundene Vogelbeinchen (tibia) eines Langstelzers, letzteres in seinem Markgange grüngefärbt von Bronze-Oxyden. Es schien uns dieses geringe Röhrknöchlein ein schätzbares Zeugniss uralter Gemüthlichkeit, weil es vielleicht ebenso den Lieblingsvogel dieses Kindes bezeichnet, wie die in Thüringer Heidengräbern gefundenen Vogelskelete, welche Weinhold (Todtenbestattung 47) eine sehr alte Beurkundung der in Thüringen herrschenden Vorliebe für Singvögel nennt. So fand auch Lindenschmit in einem Frauengrabe des fränkischen Todtenlagers zu Selzen (pag. 4) neben

einem schweren silbernen Armbande ein Vogelgerippe; und ein Vogelschädel hat sich in einem Brandgrabe zu Recherswyl, Kt. Solothurn, neben Ross- und Eberknochen ergeben. Ferd. Keller, Heidengräb. 52. Sogar Graburnen in Vogelgestalt kommen mehrfach in heidnischen Grabhügeln vor; die Abbildung einer solchen ist zu sehen in Klemms Alterthumskunde, Text pag. 183, Bildtaf. XIV, no. 2.

Als wir auf vier Fuss Bodentiefe die innere Seite der Mauer frei gelegt hatten, häuften sich in rascher Folge die nachgenannten Gegenstände. Drei Bruchstückchen rubinrothes Glas, je mit vier Facetten geschliffen; sie waren wohl zur Füllung eines Ringes oder einer Gewandnadel bestimmt gewesen; ein Ring aus braunrothem Bernstein geschnitten, $^1/_2$ Zoll dick, in drei grössere und mehrere kleine Stücke zerbrochen. Eine sehr schöne bronzene Gewandnadel, gut anderthalb Zoll lang, deren Nadeldorn durch eine Spiralfeder von fünf Umgängen oben angespannt und untenher von der Rinne der Nadelstange festgehalten wird; letztere endigt in Gestalt einer Fruchtknospe. Fünf wohlerhaltene Bronzeringlein verschiedener Grösse, über deren Zweck als Ringmünzen sich der zehnte Abschnitt mit besonderer Vorliebe erklären wird. Endlich erreichte man den Eigenthümer dieser Habseligkeiten. Das Gerippe eines begrabenen Mannes lag hart innerhalb der Mauer, das Haupt erhöht auf einem Steinkissen, von Nord nach Süd blickend, der Oberleib nach rechts gewendet und den rechten Arm überdeckend, die Füsse nicht gestreckt, sondern leicht gebogen, wie ein ruhig Schlafender; den linken Vorderarm in den Schofs gelegt, noch fest umschlungen vom bronzenen Handgelenkringe und überlegt mit einem petrefakten mächtigen Eberhauer — selbst aber eine kleine, knochenschwache, gegen ihre zahlreichen Rüststücke äusserst kontrastirende Menschengestalt. Sie sowohl, wie die übrigen Gerippe dieses Grabes veranschaulichen vollständig die von A. Morlot auf gleichem Wege erworbene Einsicht, dass das Menschengeschlecht seit der ältesten Zeit fortwährend zugenommen hat an physischer Kraft und Stärke. An der rechten Schulter lag das ausgefallene Gehänge des Ohrenringes: ein sehr vorzüglicher Bronzeguss in Form einer offenen, kegelförmig endenden Henkelvase. Damit ist der Ohrenring zugleich als Männertracht erwiesen. In der Nachbarschaft war auch ein offener Bronzering, ungewiss, ob für das Ohr oder die Finger bestimmt. Neben der Brust war im lockern Lehm ein Geschlinge in einander gebundener feiner Waffentheile, darunter zehn Exemplare oben und unten geöhrter nadel-

dünner und nadellanger Eisenstänglein, die wir zu den Stangenketten des Wehrgehänges rechnen. Dazu kommen mehrere concave Eisenstücke, wahrscheinlich Theile von der Schildbuckel, und fünf dreizöllige Eisennägel mit schöngeformten rhombischen Zierköpfen. Zwischen den Füssen war die Gestalt eines Kurzschwertes mit dünnem Griffstiel im Lehmboden rostroth eingezeichnet, ergab aber nichts als Rosttrümmer. Eine spannenlange Eisenwaffe mit zweischneidiger Lamelle, einer mitten durch gehenden Rippe und dem beginnenden Ansatz einer Schaftröhre kann für beides, Dolch oder Speereisen, gehalten werden; sie wurde beim Aufnehmen durch Ungeschick entzwei gebrochen. Geschirre waren bei dieser Männerleiche gar keine. Nichts an dieser Leiche oder ihrem Beiwerke war der Verbrennung ausgesetzt gewesen. Der vollständig erhaltene Schädel ist arg zugerichtet. Eine Stichwunde dringt durch die linke Schläfe bis aufs Keilbein, in der Hirnschale rollt es wie ein eingeschlossenes Steinchen, die Kinnladen sind verschoben, im Oberkiefer Zahnlücken; den pathologischen Schäden des Hauptes zu Folge wird der Bestattete ein Krieger gewesen und im Kampfe erschlagen worden sein. Das ganze Skelet, mit Schenkel- und Beinröhren, Kniegelenk, Hals- und Rückenwirbel, Rippen, Becken und Handknochen, ist sammt den übrigen schon erwähnten Schädeln verpackt und zur osteologischen Untersuchung abgeliefert worden, deren Ergebniss in diesem Augenblicke noch aussteht.

Unsere Arbeiter fühlten sich durch diese Ausbeute so ermuthigt, dass sie, von hier aus dem Centrum zugrabend, kein Steinchen und Wurzelfäserchen ungezählt liessen. Allein trotz aller spürenden Genauigkeit war nichts mehr aufzufinden, als einmal ein isolirtes Röhrknöchlein und die Wiederkehr der schon vorher nachgezählten Aschen- und Moderschichten. Die Grabstätte war erschöpft. Der eben damals beginnende Kornschnitt rief zudem unsere Arbeiter in ihre gesegneten Eigenfluren ab, uns selbst trieb die Gluth der Juliussonne nach dreizehntägiger Anstrengung heim in die kühlere und bequemere Wohnstatt an der Aare.

---

3. Lokalsagen über die Lunkhofner Heidengräber.

Nachdem seit dem Jahre 1860 der Vorstand unseres Geschichtsvereins sämmtlichen Gemeindebehörden und Ortslehrern des Kantons gedruckte Formulare übermittelt hatte zur Aufzeichnung aller ört-

lichen Flur- und Lokalnamen des Aargaues, gieng unter den zahlreich erfolgten Einsendungen auch eine solche von dem Schullehrer von Unter-Lunkhofen ein, die der dortigen Waldgräber näher erwähnte und mit den an die Flurnamen sich anknüpfenden Ortstraditionen recht fleissig und schicklich ausgestattet war. Nachfolgendes ist manchmal wortgetreu diesem Berichte entnommen, von dessen traditioneller Giltigkeit wir uns ausserdem an Ort und Stelle wiederholt selbst überzeugt haben.

Unter-Lunkhofen knüpft seine älteste Vergangenheit an den langgestreckten Waldberg, an dessen unterster Kehle es gelegen ist, und bestätigt diesen geschichtlichen Glauben durch die Namen zweier Ackerzelgen, welche nordöstlich hinter dem Dorfe bergwärts beginnen. Die eine Flur heisst Laupen, die andere Mürgen. Man ist daselbst der altherkömmlichen Meinung, die Zelge Laupen habe ihren Namen von einer gleichnamigen „Heidenstadt", die droben im Laubwalde bei den Heidengräbern weithin gestanden habe. Sie war, heisst es, von so ungemeiner Ausdehnung, dass sie eine Stunde von hier beim Dorf Fischbach am rechten Reussufer ihren Beginn nahm, die jetzige Stadt Bremgarten in sich einschloss und über den Sattel des ganzen Bergzuges hinweg bis nach Jonen an der Zürcher Grenze reichte. Jedoch sie brannte mehrmals gänzlich nieder und musste ebenso oft von Grund aus neu erbaut werden. Nach diesem Wechsel ihrer Gestalt wurde sie jedesmal anders zubenannt. Ursprünglich hiess sie Weingarten, weil der Weinbau Lunkhofens damals bis in diese Waldberge hinauf gedieh. Zum andernmale erhielt sie Rosenhecken zur Einfriedung und daher den Namen Rosengarten. Zum drittenmal vom Feuer verzehrt, nannte man sie Brenngarten, woraus sich nachher erst der Name der Nachbarstadt Bremgarten gebildet haben soll. (Allerdings wird Bremgarten die Stadt urkundlich erst 1243 genannt. Argovia IV, pag. XXIV.) Als aber zuletzt der Grund der Heidenstadt wiederum wüste lag und Wald wurde, nannte man sie Laupen.

Man braucht dieser auch anderwärts begegnenden Namenssage nicht allzu viel zuzumuthen, so bleibt doch dies unzweifelhaft, dass die angeblichen Stadtnamen Rosengarten und Brenngarten gerade das bezeichnen, was sie hier sollen: die Nekropole im Bergwalde droben, wo man den Leichenscheiterhaufen mit dem religiös vorgeschriebenen Todesdorn ansteckte und solche Leichen-Hekatomben verbrannte, dass dichte schwarze Aschenschichten zehenfach den Waldgrund durchziehen und der Lehmboden der Kegelgräber feuerroth ausgeglüht daliegt. Immer auch wird der angebliche Ort zu-

gleich ein Garten genannt, d. i. jener altdeutsche Wunnigarto, jenes Paradies, in dessen ewigen Freuden eine ganze zahlreiche Freundschaft wieder zusammentrifft. Und in so ferne das frische Laub des Waldes von obenher diese Gräber beschattet, wie es in ihren Grund gestreut einst die Leichenasche abkühlte, ist auch der Gesammtname Laupen ein richtig gewählter. Wo aber soll die Wohnstatt gewesen sein für das Tausend von Menschen, deren Gräber der Berghain hier enthält? Unten im Thale an beiden Ufern der Reuss, namentlich in den Schachenländern der hier einmündenden Jone. Bis dorten einmal in den weiten Sumpf- und Torfstrecken ihre Pfahlbauten wirklich aufgefunden sein werden, verweist jetzt schon den Forscher ein Flurname dort hinab, das Heidengässli. Dieses führt vom Filialdörflein Rottenschwil jenseits der Reuss und als Kirchweg dieser Ortsbürgergemeinde mittels einer stehenden Fähre ans rechte Ufer aufwärts in die Lunkhofner Pfarrkirche, und die Sage fügt hinzu: dorten sei ein unterirdischer Gang vorhanden, der in dem angeblichen „Schloss" zu Rottenschwil beginne, die Reuss durchsetze und jenseits auf dem Berge von Unter-Lunkhofen in jenem Burgstal ausmünde, den man daselbst das Schloss Trosberg nennt. Ob diesem Schlosse aber liegt eben der Bärhau mit seinen Heidengräbern. Dies ist jedenfalls ein uralter Todtenweg gewesen, wie die Freienämter Urkunden es zu nennen pflegen: „der weg ze brût und ze bâr", zu Trauung und Begräbniss (Argovia IV, 266). Wenn also heute Jemand in Rottenschwil stirbt, so wird seine Leiche wie vor Jahrhunderten über die Reuss geschifft und auf diesem Heidenwege bergan getragen, freilich jetzt nach Ober-Lunkhofen, wo Kirche und Kirchhof beider Gemeinden ist. Zugleich kommt das Lunkhofner Ortsgespenst, der Dorfhund, „dessen Auge auf der Stirne liegt und die Grösse eines Fleischtellers hat," in unabänderlicher Richtung auf diesem Heidenwege einher. Sagenhafte Namen solcher Art dienen dem Alterthumsforscher oft als Fährtenfinder, sie deuten ihm auf römische und vorrömische Niederlassungen hin. Unverwüstliche oder unbegreifliche Bauwerke, Verschanzungen, Römerstrassen, schreibt das Volk den Heiden zu. So nennt man am Neuenburger See eine zwischen Maison-Rouge und Préfargier liegende muldenförmige Uferstelle le Heidenweg ou chemin des Payens; aber eben dorten hat Desor die an jenen steilen Lehmwänden unmittelbar anstehenden Pfahlbauten La Tène entdeckt: Les constructions lacustres du lac de Neuchâtel. Troisième édition 1864, 23.

Doch jener siebenzigjährige Lunkhofner, aus dessen Mund unsere Sagenerzählung ursprünglich herstammt, mag nun in seinem Berichte wieder fortfahren.

Die zweite Dorfzelge Lunkhofens, gleichfalls nordöstlich und bergwärts gelegen, heisst Mürgen. Die vielfachen Mauern, die im Untergrunde dieser Güter streichen, wobei Ziegelstücke und behauene Plattensteine vorkommen, lassen den Namen Mürgen als eine mundartlich contrahirte Form von Murikofen erklären, d. i. eine auf älterem Gemäuer erbaute Hofstatt. Als ein Grundbesitzer hier vor etlichen Jahren seine Mostbirnen schüttelte, fiel ihm die Schüttelruthe durch ein Loch in den Boden hinab und war da, obschon eine solche Stange bei drei Klafter lang ist, wie verschwunden. Durch eine Bodenritze war sie vor seinen Augen in die Erde hinabgeschossen, allein beim Nachgraben steckte sie drunten in einer gemauerten Kluft unter lauter behauenem Gestein. Hier hat ein Adelsschloss gestanden, genannt das Schwarze Haus, ein Name, auf den wohl die Masse von Kohlen und Schwarzgeschirrscherben geführt hat, lauter unvermeidlichen Fundstücken auf diesen Mürgenäckern. Da der Landmann die kleinere Gattung solcher schwarzen Urnen Kacheli nennt (henkellose Milchtassen), so heisst auch eine benachbarte Schlucht darnach der Kuchikasten (das offene Küchenfach fürs Irdengeschirr). An dieser Zelge geht das äusserste Bachtobel mit einem geringen Bergwasser zur Landstrasse nieder, kreuzt dieselbe bei der letzten Häusergruppe im Nordwesten des Dorfes und mündet in die Reuss. Zwei andere Bachtobel, westwärts herziehend, treffen mitten im Dorfe zusammen. Das Wasser des einen ist das nordwärts im Mordkriegshau entspringende Schwarzwasser; das andere nähert sich jenem ostwärts und umfliesst nahe am Dorfe eine schöngeformte Bergwand, welche Trostburg heisst und mit ihrem reichlichen Mauerwerk im Boden gleichfalls auf einen ehemaligen Steinbau deutet. Von dieser Trostburg sogleich nachher. Folgt man diesen zwei letztgenannten Tobeln waldaufwärts, so führen sie in halbstündiger Höhe zu den Rûchäckern und den beiden dorten halbbepflügten grossen Kegelgräbern, die man Schanzen nennt. Hier hat ein Lunkhofner vor etwa 40 Jahren geackert und nach seiner Benennungsweise Feldkessel (also Bronzekessel), Aexte und Säbel (also eherne Schwerter und Kelte) nebst Menschenskeleten ausgepflügt. Diese Schanzen, heisst es, sind von den Schweden angelegt; von da aus haben sie die beiden Schlösser Schwarzhaus und Trostburg in den Boden bombardirt. Den militairischen Vorgang beweist man mit einer

Schlucht bei der Trostburg, welche Pulverstampfe heisst. Mit einstweiliger Beiseitelassung des Schiesspulvers hat auch diese Angabe ihre Berechtigung. Wie nämlich die bei Murten liegenden heidnischen Kegelgräber bei der deutschen Bevölkerung Burgunderhübel heissen (G. de Bonstetten, Les tombelles d'Anet, pag. 5), weil hier die Schlacht gegen Karl den Kühnen noch in der Erinnerung festsitzt, so heissen ähnliche Grabhügel am aargauer Rheinufer, wo der Schwedenkrieg gehaust hat, Schwedenschanzen und ebenso die Reiter des Wilden Heeres dorten Schweden. Aargau. Sag. 1, pag. 160—162. Wenn nun eine beglaubigte Sage sich ausdrücklich auf Localnamen stützt, so soll diesen ein ehrlicher Erklärer nicht ausweichen; ich lasse daher den Aufschluss über die Namen Pulverstampfe und Trostburg sogleich nachfolgen.

Pulverladen heisst 1) ein Ackerfeld auf der Bergzelge der Frickthaler Gemeinde Wittnau; 2) eine Flur in der Frickthaler Gemeinde Wegenstetten. Pulvermoos liegt im Ausgelände der Freienämter Gemeinde Nesselbach. Pulveren ist ein Landstück der Gemeinde Tägerig, eingeschrieben im Zinsbuch des Gotteshauses Gnadenthal (erneuert im J. 1797). Alle diese Namen leiten ab von Pulverholz und Pulverruthe, dem mundartlichen Namen des Faulbaum-Wegedorns, rhamnus frangula. Vgl. Durheim, Schweizer. Pflanzen-Idiotikon. Wir haben hier also einen naturgeschichtlichen Namen; ein rein geschichtlicher dagegen liegt vor im Namen Trostburg.

Südöstlich in der Höhe des Dorfes, am linken Ufer des ostwärts herkommenden Dorfbaches liegt ein schöngeformter Bergvorsprung mit jäh abfallender Wand und einer sonnigen Ebene, von der man das Reussthal weithin überblickt. Sie wird appellativ die Burg, in nachdrucksamer Rede aber Trostburg und Trostberg genannt. Sie ist die dritte Burg dieses Namens im Aargau. Eine derselben ist das Bergschloss hinter Liebegg in der Pfarrei Kulm; die andere mit eingegangenem Burgstal bezeichnet die am rechten Reussufer liegende Vorstadt von Mellingen. Auf welcher von ihnen jener von Trosberc gewohnt habe, ein Minnesinger und Gönner des Zürcher Dichters Hadloub um 1290, wird sich sogleich zeigen, bleibt aber in näherer Begründung ausserhalb dieser Untersuchung. Die Lunkhofner Trostburg ist noch immer der fixe Punkt, auf welchem die Dorfknabenschaft alljährlich die Fasnachts-Scheiben entzündet und Feuerscheiben schlägt, sie wird aber auch durch die Urkunden als Herrschaftssitz bezeichnet. Als nämlich der Ort aus Verwaltungsgründen mit den übrigen Murbach-Luzernischen Höfen

1291 kaufs- und tauschweise an das Haus Oesterreich übergegangen war, kam „das Meieramt zu Lunkhofen mit den Gerichten, so in das Meieramt gehören," in die Hand des Edeln von Trosberg. Nach der Lunkhofner Offnung, abgedruckt in der Argovia II, 135 u. 149, gehörten von den neun Schilling Busse, die daselbst um Frevel fällig wurden, zwên teil dem von Trosperg, vnd der dritteil vnfrer herfchaft (von Oesterrîch), vnd fol ein vogt die buofzen înziechen, ob das der von Trosperg begêrt, vnd fol er im (dem vogt) ouch als liep tuon (die gleiche Dienstleistung). Das Meieramt sammt den Gerichten zu Lunkhofen erwarb die Stadt Bremgarten 1414 von Johannes von Trostberg, damaligem Bürger zu Zürich. Da in dem Lunkhofner Hofrechte dem von Trosperg zwei Drittel der Bussen zugesprochen werden, als dem Inhaber der grundherrlichen Gerichtsbarkeit, so ergibt sich hieraus, dass die genannte Offnung selbst noch vor dem Kaufsjahre 1414 abgefasst sein muss.

Der Burgname Trosperg erklärt sich aus einer althochdeutschen Glosse des 11. Jahrhunderts (Haupt Zeitschr. 3, 373a): glans, eichilla, sive drovs; glandula droselin. Die Alpen- oder Bergerle (betula viridis) heisst im Berner Oberland Drosel, im Wallis Druoze, in Deutschbünden Troos, in romanisch Bünden droussa. Auch das sogenannte Drususthal (vallis Drusiana), Name des Wallgau's bei Bludenz, leitet keineswegs von dem vorgeblichen römischen Eroberer Drusus, sondern eben von dieser „Bergdross" ab, welche hier wie in den Bündner Bergen ganze Halden bis auf 7000 Fuss Höhe überkleidet und gegen die Schneelawinen schützt. Röder-Tscharner, der Kant. Graubünden 1, 278. Unter den Glarner Alpen heisst eine in den Kerenzer Huben gelegene Tros, eine in den Matter Huben Trosgi, eine in den Elmer Huben Hintertrossgy. Steinmüller, Alpenwirthschaft 1, 198. 204. 208. — Damit bleibt für unser Schloss Trosberg das Namensverständniss gesichert, und wir haben also zu dem einen Waldnamen der sagenhaften Stadt Laupen hier noch zwei ähnliche, von den Alpenerlen und Wegedornen redende alte Localnamen: Pulverstampfe und Trosberg. Sie führen uns über auf den Hain- und Baumcultus, dessen Spuren in den Lunkhofner Hügelgräbern begegnen.

Beschreibung einzelner Grabmitgaben als besonderer Cultusgegenstände aus dem Grabalter und dem Brennalter.

4. Grabstreu und Brenndorn im Rosengarten.

Ein Volk, das wir geschichtlich nicht zu bestimmen vermögen, lässt sich vielleicht aus seinen religiösen Ideen näher erkennen, in unserm Falle aus seinen Leichenbräuchen und Reliquien, die es im Bau und in den Fundstücken seiner Grabhügel ausdrückt, je nachdem diese dem Grabalter oder dem Brennalter angehören. Die drei bisher abgedeckten Lunkhofner Kegelgräber haben gleichmässig das Waldlaub bestimmter Bäume als Leichenstreue enthalten. Dies lässt einen unter dieser Bevölkerung herrschend gewesenen Hainkultus voraussetzen, auf welchen hin wir die nachfolgenden drei Thesen prüfen wollen: der Tod ist ein Haingott, der Waldbaum ein Lebensbaum, der Rosengarten eine Leichenbrandstatt.

Ueberblicken wir aber vorher noch einmal den zurückgelegten Weg, weil sich dadurch auch das Ziel verdeutlicht.

Der urkundliche Ortsname Lunkhofen reicht bis ins neunte Jahrhundert, die kirchliche Ortsgeschichte bis ins achte zurück, die Ortssage geht sogar bis ins fünfte, in so ferne sie sich des Waldlebens eines hier sesshaft gewesenen Volkes erinnert, unter welchem der im Haine geborene und daselbst unter den erzählten Umständen begrabene Alemanne gedacht werden kann. Schon aber ist der hier gemachte Grabfund ein solcher, dass aus archäologischen Gründen die Untersuchung unmöglich in diesem Zeitraume der germanischen Einwanderung stehen bleiben darf. Hinter der alemannischen Niederlassung ist das Gebiet unserer Reussthäler bekanntermassen vom Römer- und Keltenthum erfüllt. Doch weder jetzt noch früherhin ist in oder auf den Lunkhofner Grabstätten überhaupt nur eine römische Münze, geschweige sonst ein römisches Werkzeug gesehen worden, und somit wäre man bei der Frage über Alter und Abkunft dieser Gräber auf die vorrömische, helveto-gallische Periode verwiesen, über welche man hier zu Lande bereits reiche und vielfach klare Anschauungen besitzt. Allein auch gallische Münzen fehlen hier gänzlich; nie findet sich eine jener Hohlmünzen, „Regenbogenschüsselchen“, die von den altgallischen Provinzen an über die Rhein- und Donauländer hin, wo Kelten je sesshaft gewesen, überaus zahlreich angetroffen werden

(der Werth der im J. 1771 bei böhmisch Podmockl in einem Kupfergeschirr erhobenen betrug 80,000 Gulden. Keferstein Kelt. Alterth. 1, 124). Auch aus physiologischen Gründen darf unsere Untersuchung nicht bei dieser Periode stehen bleiben, weil das Mass der zu Lunkhofen erhobenen Menschenskelete und ihrer Leibgeräthschaften durchaus von solcher Kleinheit ist, die Bildung ihrer Schädel in einem solchen Missverhältnisse zum Körper- und Schädelmass der Keltenrace steht, dass dieselben einem noch frühern, vorkeltischen Geschlechte beigelegt werden müssen. Woraus soll man aber dessen Wesen und Art anders zu erforschen vermögen, als eben aus denjenigen religiösen Begriffen, die es in den Reliquien seiner Grabstätten niedergelegt hat. Dieser von der komparativen Mythologie bereits mit Erfolg betretene Weg der Untersuchung wird im Nachfolgenden eingeschlagen und dabei von dem Bekannten auf das Verwandte, von dem schon Begriffenen auf das Entlegenere, von dem Heute auf das Gestern zurückgeschlossen.

Der geordnete Zustand des Lunkhofner Grabfeldes ist die deutlichste Urkunde über den geselligen Zustand des hier bestatteten Volkes. Der Umfang der Gräber, die nicht zu berechnende Zahl von Leichen, deren Brandasche hier ruht, lässt auf eine dichte Bevölkerung mit festen Wohnsitzen, auf eine lang ansässige Niederlassung schliessen. Die ins Grab mitgegebenen Früchte, Geschirre, Gewänder und Bronzen, unter denen nur die Waffenstücke selten sind, verweisen auf wirthschaftlich-friedfertige Ordnung, auf einen vorsorglich ausgestatteten Gemeindehaushalt. Tausende von gehorsamenden Händen setzt es voraus, die Erde zu diesen Kegelgräbern bergan zu fahren, die Felslasten drauf zu thürmen, die Steinkreise herum zu ziehen. Es bedingt, dass man bereits zu einem Gemeinwesen zusammengetreten, zum Bedürfnisse der Geselligkeit und des öffentlichen Lebens gekommen war, als man diese grosse gemeinsame Ruhestatt gründete, diesen Erinnerungsort für Sterbliches und Unsterbliches, auf dem man „zu seinen Vätern versammelt wird.“ Durch die offenen Gräber dieses Geschlechtes wollen wir in sein ehemaliges Leben hineinblicken.

Wer sich vergegenwärtigt, wie von der heutigen Volksrede das Sterben und Begrabenwerden mit allerlei gröblich drastischen Formeln bezeichnet wird, welche indess bei näherer Betrachtung sich ganz naturgemäss begründet zeigen, der kann sich dadurch um so versöhnlicher gestimmt fühlen gegen den Glauben der Vorzeit, aus dem jene Volksredensarten herstammen. Da die Heiden-

grabfelder in den Waldern lagen, wie die heutigen Kirchhöfe auf dem Westerwalde, in der Oberpfalz und am baierischen Inn immer noch zunächst am Saume der Wälder, so wohnt folgerichtig der persönlich gedachte Tod im Walde, heisst als dessen Eigenthümer Holzmeier und beruft die Sterblichen dahin ab. Fast gar überall vermag man für diesen Glauben noch eine örtliche Anknüpfung aufzuweisen, die folgende ist neu, kurz und einheimisch. Der Geist des Ruf-Joggeli ist in das Wäldchen Häldeli gebannt, das an der Landesmarke von Baselland und Frickthal zwischen den Dörfern Maisprach und Magden liegt. Er zeigt den Leuten ihre Todesstunde an. Wer ihn dreimal Hup! rufen hört, dem ist nur noch dies Jahr zu leben vergönnt. — Da mit dem Blühen und Welken des Baumes unser Aller Geschick verläuft, so sind die Bezeichnungen des menschlichen Sterbens häufig dem Wald- und Baumwuchse entnommen. Fruchtbäume, die man zur Feier von Geburt und Hochzeit um das Wohnhaus zu pflanzen pflegt, haben, heisst es, mit ihrem Abstehen den Tod eines Blutsverwandten zur Folge. Wenn die Kirschen reifen, sterben die Alten; wenn der Paintbaum im Herbste noch einmal blüht, stirbt der Hauseigenthümer: „Das Laub thut ihm weh", sagt man. Er muss in die Holzbirnen gehen, muss Birnen schütteln, gilt von einem sichtbar Abserbenden, weil die herbe Holzbirne auf den abgeärnteten frostigen Spätherbst hinweist. Er muss die Fichte im Wachsthum unterstützen, heisst es ebenso in Tessin, rincalzare el pino, weil der alte Kirchhof im Walde liegt und der Ortsbürger jenen Waldboden mit der eigenen Leiche befruchtet. Er ist zu den Vätern gegangen, heisst im Meklenburger Sprichwort: he is bi Gott dem Herrn in'n Ellerbrok, in den Erlenbruch. Meklenb. Jahrb. 15, 265. Die Edda zeigt uns nun an dem Götternamen Vidar, wie der Germane diesem allgemeinen Menschengeschicke eine tröstliche Seite abgewann, indem er als ein selbst Vergänglicher in der schöpferischen Naturkraft das Unvergängliche und Göttliche erkannte und verehrte. Der eddische Gott Vidar ist Odhins Sohn und wird der schweigsame Ase genannt, weil er in der Einsamkeit und Stille des Urwaldes wohnt, „auf hoch mit Gras und Gesträuch bewachsener Haide". Aber obschon er hier unthätig feiert, so ist er doch der stärkste Gott nach Thôrr, und die Asen bauen auf ihn in allen Nöthen. Denn wenn dereinst im letzten Kampfe die Götter und selbst Odhin gefallen sein werden, dann tritt Vidar vor, setzt dem Venriswolf den Fuss in den Unterkiefer und stösst ihm das Schwert in's Herz. Wenn dann die neue Erde wieder aus dem Meere auf-

taucht, grün und schön, dann lebt auch Vidar neu auf und wohnt auf Idafeld im neuen Asgard (Lüning's Edda 69). Dem Germanen sind Götter und Menschen vergänglich, sammt Allem, was sie geschaffen, unvergänglich aber ist ihm die schöpferische Naturkraft, die Alles erhält und Alles verjüngt, diese nennt er Vidar, weil altn. vidhr Wald heisst. Ohne diese könnte sich die Erde nicht verjüngen, kein gestorbener Gott zurückkehren, keine neue Entwicklung stattfinden. Der fatalistische Hebräer sagt zwar: wie der Baum fällt, so bleibt er liegen (Pred. Salom. cap. 11, 3); ein waldentsprossenes Götter- und Menschengeschlecht aber, wie das germanische, durfte den Grund für seine geistige Ausdauer eben aus der Unvergänglichkeit der Natur selbst schöpfen, mit der es sich eins wusste, und dieser naturalistische Glaube ist bis jetzt noch nicht ganz erloschen. Die westfälischen Bauern des Dörfleins Genna, zwischen Hagen und Iserlohn an der Lenne gelegen, sagen sich einen neuen Todesfall der Reihe nach an, bis der Letzte im Dorfe in den Wald geht und ihn der Eiche ansagt. (A. Kuhn, Westfäl. Sag. 2, pag. 52.) Die kurzlebigen Menschen möchten es vergessen, darum soll es der alte Wald sich merken. So schüttelt man anderwärts beim Tode des Hausvaters den Gartenbaum und spricht: Bäumchen, ich schüttle dich, der Herr ist todt! Die organische Bildung der Pflanze, das Wiedergrünen und Blüthetragen eines hundertjährigen Baumes gewährt uns die tröstliche Empfindung von einer in allem Wechsel ausdauernden Friedfertigkeit und Stätigkeit. Stellt uns aber der Baum sogar noch einzelne Beispiele vor Augen von einer nicht endenden Lebensdauer oder, wie Nägeli sagt (Individualität der Natur, 24), eines adamitischen Alters, so erweist es sich, dass manche Pflanzen der Zeit nach unbegrenzt sind und nur durch zufällige Eingriffe ein Ende finden. So zwingen sie, wie jeder Gegenstand des höchsten Alterthums, dem Menschen Verehrung ab. Dieses so vielen Völkern einwohnende Naturgefühl, das in dem Rauschen von Baum und Hain die Stimme der Gottheit zu hören ahnete und darum im Walde die ältesten Opfer- und Grabstätten errichtete, dient uns auch als Erklärer derjenigen Grabsymbole und Beigaben, denen wir in den Lunkhofner Waldgräbern begegnen.

Wir handeln zuerst von dem Waldlaube, als der hier vorgefundenen Leichenstreue.

Sennen, die auf Waldstreue und Grasschnitt angewiesen sind und mit dem Kornschnitt nicht zu schaffen haben; Waldbauern, fern von der Haberzelge des Dorfes, die droben in den Berg- und

Waldmatten den Sommer verbringen müssen; ebenso die Armen und die Kinder der Gebirgsdörfer, sie alle pflegen noch auf dem Laubsacke zu schlafen, sie alle haben herkömmlich noch kein anderes Lieger- und Sterbebett als den Laubsack. Auch ist in oberdeutschen Gegenden die Zeit erst seit den Neunzigerjahren vorüber, dass man, statt im Holzsarge, im Hanfsacke die Leichen zu Grabe legte, sowie ja der Volksglaube todandrohende Gespenster mit einem Sack erscheinen lässt, nie mit einem Sarge. Der Sack des Klaubauf, des Schmutzli und Knechtes Ruprecht rauscht, denn er ist mit Waldlaub angefüllt. Der aus dem Wohnhause wegzubannende Geist wird vom Beschwörer in einen Sack gesteckt und in's Dornicht hinausgetragen. Das Kindergespenst der Ledernen Frau schaut mit Eisenzähnen aus einem finstern Hauswinkel hervor und hat einen Ledersack. Auf einem Laubsacke pflegt der Hauskobold im Entlebucher Bauernhause seine Nächte zu verschlafen. Aarg. Sag. 1, pag. 295. Die Zeitmesser waren unserm mehr auf Wunn und Weid, aber weniger auf Ackerbestellung angewiesenen Alterthum die Laubbäume. Der Blätterfall bezeichnet in der Dichtung die Lebensdauer, er versinnlicht in der Rechtssatzung nicht minder die Dauer oder die Verfallfrist des Grundbesitzes. Loybere risen von den boymen hin zuo tal, sagt Wizlau in einem Herbstliede, die rasche Flucht der Zeit beseufzend; und noch herzlicher Uhland am Grabe der Aeltern:

Zu meinen Füssen sinkt ein Blatt,
Der Sonne müd, des Regens satt;
Als dieses Blatt war grün und neu,
Hatt' ich noch Aeltern lieb und treu.
O wie vergänglich ist ein Laub,
Des Frühlings Kind, des Herbstes Staub!
Doch hat dies Laub, das niederbebt,
Mir so viel Liebes überlebt.

In den oberdeutschen Offnungen bezeichnet die Laubrise die gesetzlich anberaumte Verfallszeit. Nach Glarner Recht verjährt die Eigenthumsklage nach neun Laubrisinen (Blumer-Heer, der Kt. Glarus 111), nach alter Freienämter Satzung ebenso nach zehnmaligem Blätterfall: nün jar vnd zechen louprisen, nün louprisen vnd zechen jar. Argovia 1861, pag. 128. 133. — Im Volksliede und in der Rechtsformel werden daher Laub und Gras zu Zeugen angerufen, auf Laub und Gras werden Eide abgelegt, der laublose Baum wird mit schauerlichem Nachdruck der Galgen geheissen.

Diese übereinstimmenden Stellen dienen uns als Bevorwortung von einigen Aargauer Waldsagen, die hier erst Verständniss und Zusammenhang gewinnen, während sie, ohne die nöthige Erläuterung gelassen, den unvorbereiteten Menschenverstand anwidern müssen; sie handeln nämlich von gespenstischen Laubsäcken.

Während des Einfalles der Franzosen in die Schweiz 1798 hatte ein Bauer aus dem Dorfe Veltheim, Bezirks Brugg, einst einen französischen Offizier auf den Kamm der Gislifluh hinaufzuführen, einem jähen Bergrücken im dortigen Jura. Droben stürzte er den Landesfeind unversehens über die Felsen in die Tiefe hinab. Die Sache kam heraus, der Bauer wurde festgenommen und im Schlosse Wildenstein eingethürmt. Hier erhenkte er sich. Man steckte seine Leiche in einen Laubsack, schleifte sie auf den Veltheimer Schachen am Aarufer hinab und grub sie da in ein Loch. So oft nun der Mond voll ist, kommt ein angefüllter schwarzer Sack den untern Schlossrain von Wildenstein her bis in den Aarschachen gerollt und versinkt dorten in dem bestimmten Loche. (Mittheil. von Stud. Erwin Haller aus Veltheim.)

Im Walde zwischen den Frickthaler Dörfern Wallbach und Zeiningen geht ein alter, wenig besuchter Pfad, das Finstergässchen. Dorten soll es begegnen, dass sich ein grosser Sack voll Waldlaub einem vor den Füssen herwälzt, doch wer den Muth hätte, ihn zu öffnen, fände eben so viel Thaler, als Blätter drinnen stecken. In diesem Gässlein trat eine unbekannte Jungfrau einst einem Wallbacher entgegen und bot ihm ein Röschen an. Eben diese unerwartete Freundlichkeit brachte den Mann in Angst, er entlief, wurde darüber ruhelos und beichtete es zuletzt seinem Pfarrer. Dieser aber that recht ungehalten darüber, dass der Mann eine Glücksblume verschmäht habe, mit der man zu allen vergrabenen Schätzen gelangen kann. Aarg. Sag. 1, pag. 261.

Zwischen den Freienämter Dörfern Meienberg und Sins führt die Kehlengasse. Ein Laubsack von ungemeiner Grösse kommt hier die Anhöhe herauf, setzt quer über die Gasse und geht in das anstossende Wäldchen hinein, ein wüstes Geheul folgt darauf. So begegnete es einem dortigen Müller, der sich so sehr darüber entsetzte, dass er schwer erkrankte. Nach seiner Genesung erhielt er vom Ortspfarrer ein geheimes Schutzmittel, und seitdem er dies mit sich trug, hatte er an ähnlichen Schrecknissen nicht mehr zu leiden. (Mittheil. von Joh. Balmer von Abtwyl.)

Es gehören diese drei kleinen Sagenfragmente dreierlei Landschaften an, die in Recht, Confession und Herrschaft noch vor

Kurzem durchaus verschieden gewesen sind, dem sonst österreichischen Frickthal, dem bernischen Altaargau und dem landvögtischen Freienamte; wenn diese dreierlei Gaue gleichwohl hier in der Sage übereinstimmen, so liegt eben hierin deren Berechtigung und Beweiskraft. Uebereinstimmend setzen sie nämlich die Thatsache voraus, dass man ehemals die Leichen in Laubsäcke steckte und so begrub; sie irren abergläubisch nur darin, dass sie in dieser Begräbnissweise etwas Unehrliches und Unseliges erblicken, wesswegen von Erhenkten, von heulenden Geistern und von dem dagegen einschreitenden Priester die Rede ist. Es lässt sich aber das gerade Gegentheil erweisen: bei unehrlichen Begräbnissen blieb der Leiche die Laubunterlage versagt, und wo gegen diesen Brauch gehandelt wird, da folgt auch die sichtbare Ahndung nach. Auch hierüber reden unsere Landessagen deutlich. Als man den Leichnam des vom Teufel durch die Lüfte entführten Horenbauers auf dem Sommergrien auffand, einer Aarinsel bei Kirchberg, Bez. Aarau, hielt er Laub und Reisig noch in den festgeschlossenen Händen: eine Andeutung für die Ueberlebenden, dass und wie sie ihn erbarmungsvoll bestatten möchten. (Aarg. Sag. 2, pag. 155.) Ob man ihn dann auf Laub bestattete, ist nicht gesagt, wohl aber gerade aus dem Grunde verschwiegen, weil der Horenbauer in den Sünden der Eigensucht und Genussfucht als Zauberer hingestorben war. Ganz derselbe Umstand wird uns mit der Erzählung ausgedrückt, dass das Laub des Kinzwaldes schwarz geworden sei, auf welchem man die Leiche des bösen Kinzhalden-Joggeli auffand, oder dass alle Bäume des Waldes Heine ihr Laub schwarz färbten, als man dorten die Hexe von Aristau begraben wollte (ebenda 1, 185. 2, 171.)

Je grösser aber die Gewalt ist, die sich in der Erscheinung eines Ortsgeistes zu erkennen geben soll, mit um so grösserm Rauschen kommt die Erscheinung einher. Wenn jener Wilde Jäger des obern Kulmer Thales erscheint, welchen man den Lochluegenjäger nennt (Aarg. Sag. 1, pag. 104), so raschelt es im Walde so heftig, dass die entweichenden Holzbauern meinen, sie müssten mit jedem Schritte in tiefstes Waldlaub einsinken. Wenn der Stadtgeist zu Klingnau, dorten der Schlosshund genannt, aus dem Keller des alten Grafenschlosses hinaus zur Siechenkapelle beim Nachbardorfe Döttingen geht, so rauscht sein Gang dahin, wie wenn man durch Hobelspäne bis an's Knie zu waten hätte. (Mittheil. von Stud. Häfeli aus Klingnau.)

Diese Sagenreste sind hier vorausgeschickt, weil sie mit der Bestattungsweise der Leichen in den von uns eröffneten Gräbern übereinstimmen. Schon jene zwei kleinern Grabhügel im Bärhau, mit deren Abdeckung im Monat Juni der Anfang gemacht worden war, ergaben in ihren Aschenschichten eine Lage Laubstreu, aus der sich einige Duzend wohl erhaltene Blätter von Buche und Hagenbuche erlesen liessen. Viel augenfälliger wurde dasselbe im Grossen Heidenhügel, denn hier wiederholten sich die Laubschichten je mit den neuen Aschenschichten, ein ganzes Heftchen von Buchen-, Hagenbuchen-, Eichen- und Espenlaub wurde gefüllt, und man konnte daraus auf den Waldbestand schliessen, wie er hier vor mehr als tausend Jahren gewesen war. Hier lag eben jene Kriegerleiche, die wegen ihrer reichhaltigen Ausstattung eine besondere Nummer unsers Fundverzeichnisses einnimmt, mit dem Ellenbogen des linken Armes auf einem förmlichen Rundbüschel von Laub, der allein manches Duzend fest in einander gerollter Buchenblätter enthielt und das stumpfe Büschel-Ende eines gewichtigen, etwa die Todtenbahre schmückenden Kranzes gewesen zu sein schien. Buchecker und Eichel lagen, als symbolische Todtenspeise, mit dabei. Denn darin besteht eben der Grund von Heiligung der Buche und Eiche, dass Beide Speisebäume, berhafte Bäume sind, wie ja in allen unsern Dorfoffnungen das „Acherum“ als die Eichel- und Eckernmastung seine hervortretende Rolle spielt. Die Sprache selbst erweist es. Der Schweizer Josua Maaler verzeichnet in seinem Wörterbuche, Zürich 1561, das Zeitwort Buchen in der Bedeutung von Fruchttreiben, Grimm in seinem Wörterbuche stellt latein. fagus (Buche) zu φαγεῖν, essen. „Im Buchenwalde,“ fährt er fort, „werden hauptsächlich die Opfer der heidnischen Zeit begangen worden sein, die Buche gewährt das Holz zum Leichenbrande und zur Runentafel.“ Aber eben der Nährkraft wegen benennt die Buche ganze Gaue: das luzernische Entlebuch, die Solothurner Landschaft Bucheggberg, das würtembergische Albuch, Buchonia oder Büchen in der Wetterau. Das Zürcher Dorf Buch bei Stammberg am Irchel führt Namen und Wappen von jener Blutbuche, die dorten aus dem Grabe zweier während einer Hungersnoth verschmachteten Brüder gewachsen sein soll. So behält der Baum einen Theil seiner religiösen Verehrung noch im späteren Glauben bei. Die Heiligbuch oder Kreuzbuch steht auf dem Wege von der Stadt Luzern nach Seeburg hinaus und trägt ein altes Marienbild, welches hier schon an dieses Baumes älterem Vorfahr gehangen hat. (Lütolf, Fünfortische Sagen pag. 362.) Unter

der Buche, sagt das katholische Landvolk, hat Maria das Jesuskind zum letztenmal gestillt, man ist daher beim Gewitter unter der Buche sicher vor dem Blitze. In diesem Zusammenhange scheint es zu stehen, dass die nördliche Grenzwaldung Lunkhofens beides, Litzibuch und Blitzibuch heisst, nicht in willkürlicher, sondern in alturkundlicher Benennung. Das Urbar des Unterwaldner Stiftes Engelberg, welches unter Abt Berchtold zwischen 1178—1197 geschrieben worden, verzeichnet unter seinen Zinsgütern im Aargau diesen Wald mit den beiden Nachbardörfern Oberwil und Arni: Arni, Wilare et Blitzinbuoch. Geschichtsfreund Bd. 17, 246. Wie es die deutsche Mythe vom Dornbusch feststellt, so muss es sich auch mit der Buche verhalten und diese als dem Donar geweiht gegolten haben. Donar beherrscht den Blitz, befruchtet den Boden, stiftet Ehen und weiht die Leichen. Darum wurde die Buche zum Bau des Leichenholzstosses, ihr Laub zu dessen Füllung und zur Leichenbekränzung, ihre Frucht zur Grabmitgabe verwendet. Wir stehen in dieser vorzeitlichen Sitte von dem feinen Griechen oder Römer keineswegs zu weit ab, der die Leiche (des Polynikes) auf frischgebrochenen Zweigen verbrannte (Sophokles Antigone, Vers 1201) und die Seiten des Scheiterhaufens mit dunkeln Cypressenzweigen deckt (Aen. 6, 214). Allein unsere eigene Vorzeit, welche die noch übrigen Todtenkränze über die laue Leichenasche warf und den Hügel drüber wölbte, hat noch kaum einen andern Verkündiger ihrer Sitte gefunden, als eben jene stummen Buchenblättlein auf dem Grunde eines Heidengrabes und ein paar Schüchternheitsworte der verspäteten Volkssage.

Ueberblickt man nun die in den Lunkhofner Gräbern gewonnenen Reste von Waldlaub und Wildfrüchten, so erhält man durch sie einen redenden Grabkalender der Heiden, ein förmliches Anniversarium oder Jahrzeitbuch, auf dessen Blättern alle Jahreszeiten der hier erfolgten Leichenbestattungen zu lesen sind. Die in ihrer Vollgestalt so schön erhaltenen Blätter der grossblättrigen Buche deuten auf ein im Sommer vollzogenes Begräbniss. Die Haselnüsse verweisen auf den August und September; die Eicheln und Buchnüsse auf den Oktober, die zerfetzten und macerirten Eichenblätter auf den frostigen November. Es ist, als ob der Spruch aus Hugos Renner (Vers 24344) auch noch für diese Ueberreste geschrieben wäre:

> Seht, als můzzen wir von hinnen alle
> Scheiden nach der birn valle.

Doch man verlangt zu wissen, wie und unter welcherlei Vorkehr hier die Leichen bestattet worden. Darüber werden ausser den Grabfundstücken die dortigen Flur- und Localnamen erwünschte Auskunft geben können.

Der Ortssage zu Folge hat jene grosse Heidenstadt, auf dem Rücken des Waldberges gelegen, Brenngarten und Rosengarten geheissen. Wir untersuchen letzteren Namen. Nicht bloss pflegt man im alemannischen Theil der Schweiz die Kirchhöfe Rosengarten zu nennen, sondern aus dem „Verzeichniss der Aargauischen Fundorte von Alterthümern", welches schon hergestellt und für einen folgenden Band dieser Zeitschrift bestimmt ist, erhellt unzweifelhaft, dass unsere Fluren des Namens „Rosenhübel, Rosengässli, Rosengarten" solcherlei Lokale bezeichnen, auf denen römische und vorrömische Alterthümer sich vorfinden. Bereits die ältesten Urkunden des Züricher Frauenmünsterstiftes, welche G. v. Wyss in den Antiq. Mittheill. herausgegeben hat, verzeichnen eine Schwammendinger Waldflur Rosengarten; Friedhöfe dieses Namens mit uralten Pfarrkirchen, und gleichnamige Bauernhöfe, deren Bodenfund sehr frühe Ansiedelung nachweist, sind in Lütolfs Fünfort. Sagen pag. 255 aufgezählt. In der Berner Pfarrei Seedorf heisst ein ganzes Dörflein also. Namengebend war hier überall die im germanischen Grabcultus gehegte Dornrose, rosa canina, an welcher der sogen. Schlafapfel oder Schlafkunz wächst, der im Altnordischen gleichfalls svefnthorn hiess, spina soporifera. Mit dieser Moosrose und Dornruthe versenkt der Eddaische Gott ganze Völker in Todesschlummer, er steckt ihn der Brynhild unters Haupt, dass sie davon entschläft und zum Dornröschen verzaubert wird, wie hievon unser bekanntestes Kindermärchen forterzählt. Unsere Frauen legen diesen Dorn mit seiner Moosrosenknospe fieberkranken Kindern als Beruhigungsmittel unters Kopfkissen, und nicht zu übersehen ist jener halbvergessene Zug aus der Winkelriedssage, wonach Strut den Oedwiler Drachen nicht mit der Spitze der Lanze, sondern mit dem daran gebundenen Dornbusch bekämpft; er hält also den Feuerodem des Dämon mittels des magischen Feuers des Grabstrauches von sich ab und vertilgt damit zugleich das Unthier. Nach diesem schicksalhaften Weissdorn, crataegus oxyacantha, wird das Grab selbst ahd. thornhus, der bedornte Grabhügel, und in einer hessischen Urkunde vom J. 786 haganhouc, der Dornhügel benannt, er selbst depandorn, Brenndorn. (Grimm Myth. 54, 56. — Weinhold, Todtenbestatt. 1, 21.) Das christliche Mittelalter kennt ihn wohl noch, entstellt aber nach

hövischem Geschmacke seine richtige Bedeutung und Verwendung; dies erhellt aus Strickers Rolandslied, wo auf der Walstatt zu Ronceval durch alle Leichen der gefallenen Heiden über Nacht ein Dorn gewachsen ist, der sie an die Erde heftet, während bei dem Haupte der Christenleichen eine Weissblume steht. In derselben Entstellung wird in Angeln die dem Donar geweiht gewesene Hagebutte Judasbeere genannt, denn der Teufel soll am Hagebuttenstrauch „in den Himmel gekrochen sein", Judas soll sich daran erhenkt haben. Müllenhoff, Schlesw. Holst. Sag. no. 479. Dagegen heisst die Hagebutte im Kanton Schwyz um Reichenburg Herrgottäbeeri. Rhiner, Volksthüml. Pflanzennamen der Waldstätte, Schwyz 1866, pag. 39. Hier steht also die dem Dorn gewidmete Verehrung auch jetzt noch fest, und bei jenen fein gezackten Blättchen des Weissdorns, die wir bronzegrün in zehnfüssiger Hügeltiefe erhoben, erinnerten sich die Leute unserer Umgebung alsbald einer Reihe von Gebräuchen und Meinungen, die sich unter uns an den Dorn knüpfen. Ein Stückchen Schwarzdorn mit sich getragen, schützt gegen Zauber und vertreibt Zahnweh; die erste Dornblüthe ist ein Fiebermittel; wer einen Weissdorn ausgräbt, gräbt sich selbst sein Grab. Noch hat der Aargau zwei uralte sagenreiche Dornsträuche aufzuweisen: den Dornstrauch zu Oberkulm, der auf ausgedehnten Heidengrabstätten steht, und jenen auf dem Birrfelde, an dessen Bestehen sogar das Geschick der ganzen Landschaft geknüpft wird. Ueber die Beiden hat unsere Sagensammlung besonders berichtet. Im südlichen und westlichen Schonen kennt Nilsson (Ureinwohner Skandinaviens 1866, 34) wohl ein Duzend Kegelgräber, auf denen der alte Dornstrauch als so heilig gilt, dass noch vor fünfzig Jahren keine Axt ihn berühren, kein Zweig davon gepflückt werden durfte; dass den auf solchen Hügeln spielenden Kindern von den Eltern streng anbefohlen war, einen solchen Baum nicht zu berühren. Seine Eigenschaft, vom alten Wurzelstock stets neue Sprossen aufschiessen zu lassen, gibt ihm eine unglaublich scheinende Langlebigkeit, die aber durch jenen Wildstrauch nun urkundlich erwiesen ist, der an der Gruftkapelle des Doms zu Hildesheim eingemauert steht. Schon Bischof Hezilo hat ihn im J. 1078 auf dem dortigen Kirchhof mit einer Mauer einfriedigen lassen, während dem dieser erweislich nun älteste Strauch in Europa erst im Sommer 1863 zwei junge Wurzelschösse getrieben hat, deren einer damals schon zwei Fuss Höhe und an der Wurzel einen Zoll im Durchmesser hatte. Germanischer Anzeiger von Aufsess 1863, 343. Als A. Humboldt ihn mass (Ansichten der

Natur 2, 117), war er 25 Fuss hoch und etwa in 30 Fuss Weite an der Aussenwand der östlichen Gruftkirche ausgebreitet. *)

Der Dornstrauch war dem die Leichen weihenden Gotte Donar geheiligt und trägt auch dessen Namen, da wir urkundlich wissen, wie z. B. das bernische Donnersbühl zugleich Dornbühl, und das bairische Dornstein zugleich Tonerstain geheissen hat (Aargau. Histor. Taschenb. 1862, 170. Quitzmann, Baiwaren 53); auch die Moosrose wird Donnerrose genannt. Als Feuerbusch, bald selbst magisch brennend, bald Blitze abwehrend, hat er Hebräern und Römern gegolten. Man darf ihn nicht propfen, sagt Plinius (NG. XV, cap. 17), weil sich alsdann die Blitze nicht leicht davon wegbeten lassen; denn so manche Sorten darauf gepflanzt sind, so viele Blitze sollen auch mit einem Schlage darauf hernieder fahren. Christlich gewendet, heisst dies in Birlingers Schwäb. Sag. no. 308: Beim stärksten Gewitter kann man sich gut unter einem Dornstrauch verkriechen, da von ihm Christi Dornenkrone genommen ist. Aus Tacitus Germ. cap. 27 weiss man, dass die Germanen die Leichen mit rituell vorausbestimmten Holzarten verbrannten, certis lignis. Der Lunkhofner Grabfund ergiebt nun, dass dazu Eiche und Buche, die berhaften Bäume, gehört haben und dass sie angezündet wurden mittels des Dornstrauches.

Den Hergang bei Aufrichtung, Ausrüstung und Einäscherung des Leichenholzstosses, die Mächtigkeit der Flammen, die Zuthaten an Erzgeräthen, Kleidern, Decken, Kränzen, Fruchtkörben und Schmuckkästchen; ferner die vom Schritte des Leichengefolges ebengetretene Erde der Grabschichte; das Hereinschleudern von Urnenscherben, Feuerbränden, glühend gemachten Lehmkugeln und Steinkugeln: alles dieses hat uns der Lunkhofner Grabhügel in zehnerlei Brandschichten vors Auge gestellt, und nichts mangelt mehr als eine diese Einzelheiten vereinbarende glaubwürdige Erzählung. Doch wir besitzen sie in den Eddischen Liedstrophen von Sigurdhs Leichenbrande. Der Holzstoss ist bereits auf einem Berggipfel errichtet, so hochgethürmt und breit, dass er deshalb Saal, Halle und Burg heisst; und Brynhild, die sich mit des Freundes Leiche zu verbrennen beschlossen hat, verordnet also, Sigurdharquidha 3, 62:

*) Bei den Neuseeländern wird ein uralter Baum verehrt, der am Nordkap ihrer Nordinsel in einer Klippe steht, wohin man den Eingang in das Todtenreich versetzt. Die Aeste, die der Baum in die Erde senkt, sind die Leiter für die Todten, und man fürchtet, der Weg ins Jenseits würde zerstört, wenn ein Europäer jene Aeste zerschnitte. Hochstetter, Neuseeland 1863, 55.

„Lass eine so grosse Burg auf dem Felde erbauen, dass darunter für uns Beide und Alle Raum genug sei, die in den Tod mit Sigurdh gegangen sind. Umgebet die Burg mit Teppichen und Schilden, mit schöngesticktem Bahrtuch und mit der Reihe der Getödteten; so verbrennet den Hünenhelden an meiner Seite.“

Die Waberlohe aber, in welcher Brynhilde liegt, und durch die „der furchtloseste Held“ hindurchsprengt, nachdem sie bereits mit dem berufenen Dorn, „mit der Linden Gefahr“ entzündet ist, wird also beschrieben: Auf dem hohen Berge der Hirschkühe steht ein Saal, der aussen ganz von Feuer eingehüllt und (innen) durch kunstvolle Männer geschaffen ist aus nie verdunkelndem Glanze des Goldes. Hier weiss ich die heereskundige behelmte Jungfrau; über der Schlafenden spielt die das Weichholz verzehrende Flamme, angesteckt mit dem Dorn, mit welchem Yggr (Odhinn) der Jungfrau Haut ritzte. Da begann das Feuer in Aufruhr zu gerathen, die Erde erdröhnte, hoch stieg die Flamme zum Himmel. Keiner von des Königs Recken wagte, das Feuer zu durchreiten oder zu übersteigen; da gebot es Gott dem Helden, allein hindurch zu reiten. Fafnismal, Str. 42—44. Völsungasaga, cap. 36.

Zwar dieser letzterwähnte Brauch, die Flamme zu Ross zu durchsprengen oder zu übersteigen, lässt sich heute den stummen Resten eines geöffneten Heidengrabes nicht mehr abfragen, doch oberdeutsche Geschichtsquellen bieten auch hiefür noch ein spätes Zeugniss dar. Senders Augsburg. Chronik von 1535 erzählt den bekannten Tanz Philipps mit der schönen Neidhart um das „Himmelfeuer“, wie damals zu Augsburg das Sonnewendfeuer hiess: „Nach Pfingsten hat der römifch König und sein Sun Philippus 10 Fuder Holz auf den Fronhof laufzen füren und nach Ave-Marias Zeit ein Himmelfewr gehebt, und Herzog Philipp und fein Adel dreimal um das Fewr danzet. Herzog Philipp danzet mit Urfula Neidhartin, etwa Hanfen Burgermeifters von Ulm Tochter. Das gelegt Holz hat 93 Zeyl in der Höhe. Da find 2 Spanier auf das brinnet Himmelfewer hinauf klumen.“ Birlinger, Schwäb. Wörtb. 230.

Im Lunkhofner Leichenhügel liegen verbrannte Leichen hart neben begrabenen, der Begrabene liegt sogar auf derselben Bodenfläche, die mit der Asche und den calcinirten Knochenresten verbrannter Leichen ausgeebnet ist. Es ist dies ein neuer Beweis, dass die Leichenverbrennung und die Leichenbestattung nicht verschiedenen Zeiträumen angehört, sondern auf verschiedenen Zeitverhältnissen beruht und neben einander besteht. Nordamerika-

nische Indianerstämme, die den Verstorbenen in seiner Hütte beerdigen, brennen diese nieder, sobald sie diesen Wohnplatz verlassen. Auch mögen hier in diesem gemeinsamen Erbbegräbnisse eines Volksstammes die Leichen verschiedenartig bestattet worden sein, in so ferne sie verschiedenartigen Sippschafts- und Vermögensverhältnissen, ja wohl auch schon verschiedenen Glaubensrichtungen angehört haben werden. Die den Aether- und Himmelsgöttern dienende Religion brannte; sie that es, wie der Isländer Snorri sagt (er lebte von 1178 bis 1241) in dem Glauben: um so geehrter sei der Verbrannte im Himmel, je höher der Rauch in die Luft aufsteige. Der die Erdgötter bevorzugende Glaube begrub, ohne dass er deshalb die andere Bestattungsweise gerade ausschliessen musste. Denn beide Götterreihen sind verwandt, wie ja auch die Steinzeit und die Bronzezeit zusammen verwandt waren, da das Feuersteinmesser und das Bronzebeil in einem und demselben Grabe angetroffen wird. Erdentsprossene Götter sind nothwendig die Repräsentanten der Erde und der Metalle, und so sind auch ihre Symbole untrennbar: Stein, Erz und Eisen.

---

5. Kieselsteine als Grabmitgaben,

betrachtet aus dem Gesichtspunkte des Steinzeitalters.

Die Argovia des Jahrg. 1863 hat dem Steincultus eine eigene Darstellung gewidmet, auf welche zur Vermeidung von Wiederholungen hier zurück verwiesen werden muss. Der dem Steincultus zu Grunde liegende Leitsatz, welcher nach der Ursubstanz des Menschenkörpers forscht und als diese den Kiesel zu finden glaubt, erscheint vielfach variirt in den althochd. Paraphrasen der Genesis, welche Diemer zu Wien 1849 herausgegeben, und lautet daselbst, Anmerkungen 78b, also:

des Menschen gepain
bedeutet dy herten stain.

Diese noch im eilften Jahrhundert durch kirchliche Dichtungen fortgepflanzte Heidenmeinung über ein bald aus dem Waldbaume, bald aus dem Feldsteine hervorgegangenes Menschengeschlecht wird zwar nachmals von der feineren Empfindung der deutschen Mystiker entschieden abgelehnt, und Meister Eckard, † vor 1329, lehrt sehr nachdrücklich: Der mensche ist noch ſtein noch holz. Indessen

beharrte das niedere Volk, dessen sich selten ein berufener Lehrer annahm, auf seinen heidnisch materialistischen Vorstellungen, so dass dieselben wenigstens unserer familiären Ausdrucksweise bis heute eingeprägt geblieben sind. In Ettners Hebamme 15 steht die Phrase: „aus einem Kieselstein entspringen", denn des Menschen Knochengerüste wird steinhart gewünscht. Man lässt das Kind seine Milchzähnchen in ein Mausloch werfen, indem man dabei spricht: Mäusel, ich gieb dir ein Beindel, gieb mir ein Steindel (schlesisch). Wird das Kind zum letzten Male gestillt, so thut dies die Mutter, indem sie auf einen Stein entblösst niedersitzt, alsdann bekommt das Kleine steinharte Zähne (Schlesien u. Altmark), vgl. Wuttke, Deutscher Volksaberglaube, 201. Auch bei aussereuropäischen und bei wilden Völkern gilt Aehnliches. Der Volksstamm der Papuas treibt bei der Geburt eines Kindes einen Kiesel unter die Rinde eines Baumes ein, Beide mit einander verwachsend feien das Leben des Neugebornen, während dieses mit Umhauen des Baumes eben so sicher abgeschnitten sein würde. Bastian, Afrikan. Reisen 1859 1, 103. In der chinesischen Sprache wird der Begriff Kind und Steinchen mittels eines und desselben Wortes ausgedrückt (Schleicher, Deutsche Sprache, 12), und die örtliche Sage von in Stein verwandelten Menschen findet sich gleichmässig in Asien und in Europa vor. Es genüge an diesen wenigen Sätzen, blossen Nachträgen zu den vielen gleichnamigen, die in der Eingangs erwähnten Abhandlung gesammelt stehen.

Betrachten wir nun die steinbegrenzten, steingekrönten und im Innern mit symbolisch gelegten Kieseln versehenen Grabstätten zu Lunkhofen. Schon im Aufwege zu denselben, unmittelbar vor dem Eintritt in den ersten Tannenwald Spechthau sieht man rechter Hand am Rande des niedergehenden Schwarzwassers einen letzten Busch vom ehemaligen Laubwalde, in dessen Schatten ein erratischer, kegelförmiger Block über Mannshöhe steht. Dies ist der Kleinkindlistein, aus welchem die Lunkhofner sich ihren Bedarf an kleinen Kindern herausholen. Man fühlt sich dabei an das seltsame Wort bei Matth. 3, 9 erinnert: „Gott vermag dem Abraham aus diesen Steinen Kinder zu erwecken." Kommt man hierauf durch den Spechthau und über eine zweite Berghöhe zum Bärhau empor, so steht an dessen nordöstlicher Höhe im Grenzwinkel einer Bergmatte abermals ein erratischer Block, dessen Spitze man erklimmen kann. Im angrenzenden Walde ist jedes der 40 Hügelgräber mit einem Steinkreise (keltisch Cromlech = Kreispfeiler) aufgerichteter Findlingsblöcke umstellt und dadurch von seinem Nachbargrabe eben-

mässig abgegrenzt. Man erinnert sich im Dorfe, dass auch auf der Spitze der Grabhügel ein einzelner Felsblock (wälisch Menhir) stand, manchmal ihrer zwei bis drei mit einer horizontal darüber gebreiteten Legeplatte (bretonisch Dolmen, von taol, Tafel, und men, der Stein). Jedoch von diesen Krönungen ist keine mehr ganz, ihr schönes Material ist zur Verdohlung der Güter und Bergwege fortgeschafft, die noch vorhandenen liegen gestürzt und übermoost im feuchten Boden des Laubwaldes. Aber ihr ehemaliger Zweck redet noch aus den Namen, unter denen solcherlei Stand- und Tafelsteine in den ältern Marchbeschreibungen eingetragen stehen. Sie heissen Steintisch, Ofenloch (dänisch Iynovne), Bettelküche, Teufelsküche, Teufelskanzel, und der Volksglaube berichtet übereinstimmend, ein aus der Fremde gekommenes Volk, „Zwerge, Zigeuner, Heidenbettler", habe bei ihnen abgekocht. Schalensteine nennt man sie, wenn kleine rundliche Vertiefungen in sie eingebohrt sind, als ob sie Näpfchen oder Schalen wären, das Weihwasser darin aufzunehmen. Jener schöne Trilithenbau, der benachbart am linken Reussufer im Walde beim Kloster Hermetschwil steht, hat auf seinem Dachstein eine fussfohlenähnliche Vertiefung, und die zwischen seinen Steinpfeilern vorgefundene Aschenlage gab Veranlassung zur Sage, man habe hier den Zwergen Brandopfer angezündet, bis einst Frevler Pistolenschüsse hineingefeuert und die darinnen hausenden Erdmännchen vertilgt hätten. Aarg. Sag. no. 205. Denn allerdings sind solche Ragsteine gewesene Altäre, sowie die in den darunter liegenden Grabhügeln vorkommenden Feuerstellen Opferstätten gewesen sind. Der Brauch des Landvolkes, bei solchen Steinen zu opfern, ist noch in unsern heutigen Tagen bei Kelten, Deutschen und Slaven, von der Normandie an bis in die Ostseeprovinzen, mehrfach beobachtet worden. Der russische Bauer am Peipussee legt kleine Münzen auf die erratischen Uferblöcke. Zu Ermes in Kurland wurde 1836 ein solcher Götzenstein durch den lutherischen Ortspfarrer Karlblom zerstört; zu Kurisch-Angern erst 1846 ein gleicher durch die dortige Pfarrersfamilie Brand weggeschafft, um dem heidnischen Opfern von Geld, Handschuhen und Bändern ein Ende zu machen. Kruse, Ehstnische Urgesch. 183. Es ist auch noch jüngsthin als ein bairisch-fränkischer Brauch in dem ethnographischen Sammelwerke Bavaria gemeldet worden, beim Eintritt in einen grossen Wald Gaben auf einen Stein niederzulegen: Brod, Baumfrüchte und Beeren. Damit meint man die Angriffe des im Walde hausenden „Heidelbeermannes" (euphemistisch für Heidenmann) von sich abzuwehren.

Das Wort Opfern wird dabei ausdrücklich mit gesprochen. Ebenso wenn ein Kind aus tirolisch Burgeis zum ersten Male in die dortige Zerzer Alpe mit genommen wird, muss es am Wege einen zufälligen Kiesel aufheben, ihn auf der Legseite anspucken und auf jenen Steinhaufen werfen, unter welchem dorten die Wilden Fräulein wohnen; dazu spricht es: Ich opfere, ich opfere den Wilden Fräulein! Wer es unterlässt, wird von diesen sofort gestraft. Zingerle, Tirol. Sitten, pag. 136. Indem man nämlich auf die untere Seite des Feldsteines spuckt und ihn in seine vorige Lage zurücklegt, glaubt man das Bluten und Seitenstechen zu heilen. Wenn ferner eine Wöchnerin an Einschuss in den Brüsten leidet, so nimmt der Mann früh Morgens einen tiefliegenden Feldstein auf, kreuzt damit die kranken Brüste und legt ihn auf seine vorige Unterseite zurück, dass ihn hier kein Licht bescheine. Wuttke, Volksaberglaube 159.

Diese Bräuche zusammen vermögen wohl eine Erklärung abzugeben über den Zweck jener räthselhaften Kieselsteine, die in allen untersuchten Aschenschichten der Gräber des Bärhaues vorkommen. Sie gehören hier entschieden zu den Graburnen selbst, weil sie zum Theil unter diese hineingelegt vorgefunden werden, und spielen also eine nicht geringere Rolle im Grabcultus als diese. „Scherben und Kieselsteine in's Grab zu werfen," wird in Shakespeare's Hamlet (V, 1) ausdrücklich als „nicht kirchliche", d. i. als heidnische Begräbnissweise bezeichnet. *) Es bestimmt sich nach der Grösse der Graburne und des zu ihr gehörenden Legkiesels wahrscheinlich auch das Lebensalter des hier Bestatteten, denn in einzelnen Fällen haben die dabei liegenden Gerippreste jenes von der Grösse oder Kleinheit der Kiesel angedeutete Lebensalter der einzelnen Leiche wirklich bestätigt. Das Grab oder die Urne eines Kindes ergiebt kleinste farbige Quarze und Flusskieselchen, die theils vom Wellenschlag der Reuss rund wie ein Spielschusser gerollt, theils von Menschenhand würfelförmig zugehauen sind und so mit ihren rothen und braunen Bruchflächen glänzen. Neben diesen Steinkügelchen und Würfeln begegnen eiförmige Steine, von der Grösse eines Taubeneies bis über den Umfang des Straussneies. Ihre ursprünglich unzulängliche Form ist auf dem Reibsteine nachgebessert, denn beide Seiten sind theilweis über Gebühr flach geschliffen. Jener zuerst geöffnete Grabhügel, der unter no. 1

*) Ein Hinweis, welchen man den allseitigen Forschungen unseres Dr. Ferd. Keller (Helvet. Heidengräber) zu verdanken hat.

und no. 16 des Fundverzeichnisses erwähnt ist, hatte 24 Fuss Durchmesser auf 4½ Fuss Höhe. Er wurde von uns rings im Umkreise seines äussern Steinkranzes grabenförmig angestochen und von da aus nach innen zu bis auf den selbstgewachsenen Boden hinunter abgedeckt. Er zeigte eine den ganzen Hügel gleichmässig durchziehende, ausgeebnete Brandschichte mit zahllosen calcinirten Gebeinstückchen, darunter den vom Feuer ziegelroth gebrannten Lettenboden, mittendurch hie und da Laubreste von der alten Leichenstreue. Auf etwa 7 Fuss Tiefe fand sich in der Mitte des Grabes eine Schüssel in Gestalt eines Schiffchens, mit Graphit überstrichen. Sie war vorsichtig umgekehrt gestellt, mit dem Bauche nach oben, die Ränder auf darunter geschobene Steinplättchen aufgesetzt, so dass man eine solche Stützplatte herausheben und mit flacher Hand unter die Urne hineinlangen konnte. Sie war vollständig leer bis auf jenes eiförmig zugeschliffene Steinchen, dessen daher in no. 16 des Fundverzeichnisses besonders gedacht ist. Dasselbe war erst nach vollzogenem Leichenbrande unter die Urne gelegt worden, denn es ist ungeglüht und trägt nur auf seiner untern Seite die Aschenschwärze an sich. Hier lag also der Kiesel offenbar als eine symbolische Grabmitgabe. Allein sowohl auf der Stelle anderer Brandschichten, als auch bei nicht verbrannten, sondern beerdigten Leichen fanden sich bald kugel-, bald walzenförmige Steine, von Apfel- bis über Faustgrösse, die sämmtlich aus dem Flussbette der Reuss zu Berg geschafft, durch Abschleifen noch vollständiger zugerundet worden und den Bestatteten einzeln beigegeben waren. Man hat ihrer während der Ausgrabung wohl hundert der Bestgeformten aufgenommen und ein Zwilchsäcklein voll mit heimgebracht. Besonders erwähnenswerth darunter ist die Hälfte eines grossen Rollkiesels, welche tellerförmig ausgehauen ist (no. 18 des Fundverzeichnisses), und ein aus Thon gebackener Schleuderball, von welchem noch am Schlusse dieses Abschnittes gehandelt wird. Da sich solche künstlich abgeriebene Rundsteine in sehr vielen Heidengräbern und in grosser Anzahl vorfinden, so darf hier nicht ganz übergangen werden, welche Zwecke man ihnen bisher beizuschreiben pflegt. Man hat beobachtet, wie die Indianerfrauen vom Stamme der Mandaner, am westlichen Ufer des Missouri sesshaft, mit einem solchen handvölligen Stein die innere Höhlung des zu einem Geschirr zu formenden Thons ausweiten und auseinander treiben, und Lisch, Meklenb. Jahrb. 15. 261 ist geneigt anzunehmen, die in deutschen Heidengräbern so häufig zum Vorschein kommenden Steine von auffallend abgerundeter Form könnten ebenso zur

Anfertigung der Todtenurnen gedient haben. In unserm Falle spricht bald die allzu winzige Form dieser Steineier, bald ihre walzenartige, unhandliche Grösse dagegen. Man nannte sie auch Klopf- und Knacksteine, in der Voraussetzung, es habe mit ihnen das Volk der ältesten Zeit seine Steingeräthe zurecht geschlagen. Abgerechnet aber, dass das technische Verfahren hiefür als ein anderes und besseres bereits erkannt ist, so fehlen ausserdem dem Lunkhofner Kegelgrabe alle jene Steinbeile, Feuersteinspäne und Kristallpfeilspitzen vollkommen, deren Vorkommen sonst auf die wirkliche Steinzeit zurückweist. Rollsteine nennt man sie in der Voraussetzung, dass man mittels ihrer Unterlage die grossen Dachsteine der Hünengräber über eine schief angelegte Ebene auf die Höhe des Grabes und auf die dorten errichteten Tragsteine hinauf gerollt habe. Hiezu wären aber unsere hier liegenden Weissteine fast alle zu klein und würden von der Last darüber gehender Felsblöcke erfolglos in den Lehmboden versenkt worden sein. Sodann sieht man in ihnen auch solcherlei Reibsteine, mit denen die Urbevölkerung das Brodkorn in muldenförmigen Steinunterlagen zugerieben habe; oder Schleudersteine, mit denen man den Feind von ferne bekämpfte. In beiden Fällen, bemerkt dagegen Lisch, wäre die Arbeit viel zu gross gewesen, Steine mühsam abzurunden, um sie dann zusammen wegzuwerfen, entweder beim Angriff oder beim Begräbnisse. Dieser so sehr überzeugende Einwand ist aber durch Ferd. Keller entkräftet, der an den ei- und kugelförmigen Steinen, die er sowohl in Gräbern als namentlich im Schuttboden der helveto-römischen Vindonissa zahlreich aufgefunden, auf das Gutachten erfahrner Geologen und Techniker hin nachweist, dass sie weder zufällig durch den Wellenschlag, noch mühselig durch blosse Menschenhand gerundet, sondern ein Fabrikat sind. Sie wurden in Holzfässern, deren Vorhandensein bei den Galliern Plinius kennt, durch dasselbe Verfahren rund gerollt, das heut zu Tage bei Verfertigung der steinernen Spielkugeln für Kinder in Anwendung ist; und so konnten sie also den Schleuderern als ein gutes und wohlfeiles Wurfgeschoss dienen. Anzeig. f. Schweiz. Alterthumsk. 1855, no. 4, 53. Somit sind sie allerdings eine aus der Steinzeit stammende und in der Bronzezeit technisch vervollkommnete Waffe. Da sie sich aber in unserm Kegelgrabe, das über die Werkzeuge der Steinzeit schon so weit hinaus gerückt ist, so sehr zahlreich und selbst in der Minimalform von Kinderspielzeug vorfinden, oft bei einem Gewichte von $1^1/_2$ und $1^3/_4$ Loth; da sie ferner hier bei keiner Einzelleiche jemals mangeln, so darf

in diesen, der Vieldeutigkeit ohnehin so lange ausgesetzt gewesenen Kugeln ein an die dunkle Steinperiode zurück erinnerndes Symbol erblickt werden. Namentlich jener zum Teller zugehauene Rundkiesel ist es, ein Fund, wie schon Klemm (Alterthumsk. 159) einen solchen beschreibt und zu dem Allerseltensten der Grabalterthümer zählt, aus dem wir die Berechtigung schöpfen, beim Lunkhofner Grabe vom Steinzeitalter zu reden und Sinnbilder dieser Urzeit in den zugeschliffenen Schleudersteinen zu erkennen. Wenn der Fels der Repräsentant der Gottheit gewesen, so konnte auch der in's Grab gelegte Stein eine religiöse Pietät gegen Abgestorbene ausdrücken. Noch jetzt ist es ein schottisches Sprichwort: Ich will einen Stein auf deinen Cairn (ein aus Steinschutt erhöhtes Grab) werfen, d. h. dich noch im Grabe ehren. Keferstein, Kelt. Alterth. 1. 209.

Jedoch alle religiösen Symbole werden in der fortschreitenden Zeit einmal unbrauchbar. Sobald sich die menschliche Anschauung vervollkommnet, sieht man ihnen ihre rohe inhaltslose Aeusserlichkeit an, die mit dem innern Wesen des zu Bezeichnenden nicht mehr übereinstimmt. Alsdann wird das heilig gewesene Symbol entweder ganz beseitigt, oder doch unter die andern antiquirten Zeichen des ältern Culturstadiums schweigend zurückgestellt.. So lange z. B. dem Hindu der Hymalaja als Göttersitz galt, hiess ihm jeder von diesem Gebirge durch Flüsse herabgespülte Kiesel ein hochheiliges „Saligram", galt als eine Personification des Gottes Vischnu und wurde auf einem Elephanten in den Tempel gebracht. Heute sucht man dorten die Flusskiesel zum Bau der indobritischen Eisenbahnen zusammen und fährt auf den Saligrams spazieren. Ein ähnliches Schicksal mögen diese Kugeln gehabt haben. Der in der Steinzeit mit in's Grab gelegte Weihstein galt dem Geschlechte des darauf folgenden Bronzezeitalters als Weisstein, nicht höher und für mehr, als heute jener eirund ausgewählte Kiesel, den der Gemärker zu den herkömmlichen Kohlenstücken und Ziegelscherben unter den neuen Grenzpfahl eingräbt; man nennt ihn da den Zeugen. Und wie er da nach Verlauf langer Zeit noch den Hergang bezeugt, in welcher Ordnung hier einst die bestimmte Grenze errichtet worden war, so werden auch diese Grabkiesel als Zeugen und Weissteine gegolten haben, um die Reihenfolge anzugeben, wie in einem so grossen Grabhügel die Asche des Einzelnen unter dem Hundert von mitverbrannten urnenlosen Leichen zu liegen gekommen ist. Als solche Weissteine haben sie uns selbst bei Durchgründung des Grabes förmlich Dienste geleistet. Schaufel und Karst begann vor-

sichtiger zu arbeiten, so oft neuerdings ein recht markirter Rollkiesel im Lehmboden zum Vorschein kam, weil er uns einen neuen Fund als in nächster Nähe richtig voraus ankündigte.

Nach dem bisher Gesagten dürften sich folgende Sätze wohl einer geneigten Prüfung empfehlen. Diese weder in dem Lunkhofener Waldboden vorkommenden, noch auch der Lehmerde der aufgetragenen Grabhügel natürlich zustehenden Rund- und Eikiesel sind aus dem Reussflusse zu Berg getragen, künstlich abgeschliffen und den Todten gewidmet worden in Rückerinnerung an die Zeit der Altväter, deren religiöser Glaube es gewesen war, das Gestein der Mutter Erde ergebe das Knochengerüste des menschlichen Körpers. Hiezu hat man den ei- und den kugelförmigen Kiesel mit grundsätzlicher Beharrlichkeit gewählt; den eiförmigen, weil er als ein Heilstein gilt, der vom Leidenden angehaucht und auf die Hauchseite in den Boden zurückgelegt, schmerzstillend wirken soll. Mit ihm versenkt also der Ueberlebende seinen Schmerz um den Hingeschiedenen, er wirft aber auch sein eigenes Körperleiden damit in ein offenstehendes Grab. Der kugelförmige Kiesel, ein Schleuderstein, mag als die wohlfeilste Waffe zugleich eine kriegerische Mitgabe für jeden Wehrhaften gewesen sein, und eben einer solchen brauchte sodann auch der Aermste im Volke bei seinem Hingang nicht zu ermangeln. So erklärt sich uns die Mitgabe des Steines doppelt, wie wir sie auch bei beiderlei Geschlechtern wirklich vorgefunden haben. Eisen- und Holzgeräthe verwest in der Erde gänzlich, Silber wird grauschwarz, Gold steht nur dem Reichsten zu. Aber Thongefäss, Bernsteinperle, Bronzegeräthe und Steinwaffe dauern im Boden ewig aus. Auch ein technisch schon mehr vorgeschrittenes Geschlecht greift daher in der Wahl seiner Grabmitgaben noch nach dem gewöhnlichen Stein.

Das Mittelglied zwischen diesem Steingeräthe und dem im nachfolgenden Abschnitte zu behandelnden Thongeräthe bilden zwei gedörrte Lehmkugeln, die eine von $4^1/_2$ Zoll Durchmesser, die andere nur $1^1/_2$ Loth schwer, die eine also in der Grösse der Schleudersteine, die andere in jener der Kinderschusser, welche beide ebenfalls als Leichenmitgabe im Heidenhügel ausgegraben worden sind. Auch ihre Bestimmung ist durch Ferd. Kellers glücklichen Blick festgestellt, er hat solcherlei Lehmkugeln auf dem Boden der Stadt Vindonissa, sowie eine ebenfalls in einem Grabe erhoben, dieselben im Feuer glühend gemacht und damit Stroh und andere entzündliche Stoffe, nach denen sie geschleudert wurden, wie mit glühenden Eisenkugeln augenblicklich entzündet; diesen

Versuch gab ihm das richtige Verständniss jener Stelle in Cäsars Commentaren ein, 5. Buch, 43. Kap., wonach die Gallier mit aus Thon geformten, glühend gemachten Kugeln („ferventes fusili ex argilla glandes") die Strohdächer des römischen Winterlagers bewarfen und in Brand steckten. (Anzeig. f. Schweiz. Alterthumsk. 1855, no. 4, 52.)

---

6. Urnen, Topfscherben, Geschirrverzierung.

Ueber die Anfertigungsweise des in den Lunkhofner Gräbern so zahlreich vorgefundenen Thongeschirres hat ein Geschirrfabrikant hiesiger Stadt die Gefälligkeit gehabt, eingehende Erklärungen uns abzugeben, die mit den bisherigen Angaben der deutschen Archäologie recht wohl zusammenstimmen. Von vorne herein muss hier Graburne und Hausgeschirr von einander geschieden bleiben, die erstere Gattung fällt bei uns unter das Schwarzgeschirr, die zweite unter das gemeine erdgelbe. Alle Graburnen sind von gleichem Thon und Ueberzug. Der Thon ist geschlemmt, durch und durch tiefschwarz, reichlich durchmengt mit grobgestampftem Granit, Quarz und Glimmerschiefer, die feinen Blättchen des letztern schimmern goldgelb aus Fläche und Bruch hervor. Die Geschirrwände sind mit feinerm Thon nachträglich überzogen und so geglättet, dass nichts von der Menge der eingekneteten Granitkörner uneben vorragt, dann mit Graphit (sogen. Wasserblei) überstrichen und abgerieben; jetzt noch glänzen die Flächen metallisch. Alles ist an einer offenen Flamme gebacken, denn die Härte mangelt durchaus. Ferner lehrt die Vergleichung mit anderm vorzeitlichen Geschirre, namentlich aus den Pfahlbauten, dass auch dieses hier ohne Töpferscheibe verfertigt ist; gleichwohl wird ein ungeübter Blick eher das Gegentheil annehmen, weil die Gleichmässigkeit der Verhältnisse im Bau dieser Urnen und ihre weite Schwingung sehr besticht, und weil namentlich unausgeebnet gebliebene rissige Striemen der Innenwände an den Mechanismus der Drehscheibe erinnern. Die zweite hierliegende Hauptgattung ist Hausgeschirr, alte Russflecken zeigen, wie häufig es dem Herdfeuer ausgesetzt gewesen war. Von Farbe ist es braungelb und ziegelroth, manchmal ist es auch mit Rothstein durchaus überstrichen. Es findet sich gleichfalls den Leichen beigesetzt, alsdann zeigt seine schmierig anzufühlende Füllung, dass es Speisevorräthe zur Wegezehrung der

Bestatteten enthalten hat. Ausser diesen beiden Hauptgattungen kommen hier noch zwei besondere Sorten vor, das Rothgeschirr von dünnen Wänden und winzigem Durchmesser, und eine chokoladefarbige Gattung. Die Letztere ist im Bärhau bisher nur in einem einzigen Grabe gefunden worden, über ihre besondere Verzierung wird am Schlusse dieses Abschnittes gehandelt.

Die Frage, womit man dem Schwarzgeschirr seine tiefschwarze Färbung gegeben habe, ist noch nicht entschieden. Lisch sucht dieselbe in einer Durchknetung mit Russ und in einem beim Brennen angewendeten Pflanzenstoffe; E. Desor in einer starken Beimengung von Fett; Ferd. Keller in einem flüssig aufgetragenen, aber in seinen Bestandtheilen noch unermittelten Farbstoffe. Eine bezügliche Notiz hierüber finde ich auch in einem schon vergessenen Buche: Joach. Hartw. Müller, Abhandlung von den Urnen (Altona und Flensburg 1756), wo pag. 45 und 54 aus Kolbe's Beschreib. des Vorgeb. d. gut. Hoffnung 1, Kap. 22, pag. 177 die Geschirrbereitung bei den Wilden folgendermassen geschildert wird.

„Jeder Hottentot ist ein Töpfer, denn jede Familie versorgt sich selbst mit dem nöthigen Vorrathe an irdenem Geschirre. Hiezu nehmen sie die Erde von einem Ameisenhaufen und zwar die obere, die sie hernach mit derjenigen vermischen, welche sie etwas weiter unten finden. Diese Erde kneten und schlagen sie wohl, wobei sie die Ameiseneier mit einmischen, die man allenthalben findet, denn diese sind eine sehr starke Kitte. Hernach legen sie die zubereitete Erde auf einen flachen Stein und geben ihr bloss mit den Fingern, wie ein Pastetenbäcker dem Teige, eine Gestalt gleich einer römischen Urne. Man nimmt weder von innen noch von aussen die geringste Ungleichheit wahr. Das Geschirr trocknet auf dem Stein an der Sonne, dann macht man es mit einer Darmseite los, die man unten statt eines Drahtes durchzieht. Man setzt es in ein in die Erde gegrabenes Loch, das etwa so hoch als der Topf, aber noch einmal so weit im Umfange ist. Rings herum und oben auf dem Loche schüren sie ein starkes Feuer an, und wenn solches erloschen, findet sich das Geschirr so stark gebrannt als man's wünschen kann. Die Töpfe, von innen und aussen brandschwarz, bekommen diese Farbe, nach der Hottentoten Vorgeben, nicht von dem Rauche des Feuers, sondern von den Ameiseneiern, die von der Hitze schmelzen, alle Theile des Gefässes durchdringen und ihm die Härte nebst der Farbe zugleich mittheilen.“

Es war leicht, diese hunderterlei Trümmer und Scherben, die noch dazu aussen und innen von Asche und Lehm unkenntlich

bedeckt waren, nach den zwei Hauptgattungen zu sondern, denn sobald man sie im Herdfeuer ausbrennt, kommt der eine Theil erdgelb und röthlich, derjenige des Schwarzgeschirres aber pechschwarz aus der Gluth, seine Färbung ist also unvertilgbar. Obschon das Schwarzgeschirr plumper ist als das Gelbgeschirr und oft eine Bodendicke von ¼ Zoll und wohl darüber hat, trägt es doch nicht jene auf den vulgären Gebrauch hinweisenden Spuren des Letzteren an sich: schmierige Wand- und Bodenkrusten, abgescheierte, rauchgeschwärzte Ränder. Beide Gattungen sind stets unglasirt, zu keinem finden sich Deckel. Auch kommt Geschirr vor von durchaus kugelförmiger Gestalt, das auf seiner eigenen nabelförmigen Stellgrube ruht und oben mit einem kurzhalsigen, gutgeformten Ueberschlag versehen ist. Zwischen Hals und Ausbauchung läuft eine feingezogene concentrische Linie. Das Grossgeschirr hat statt der Henkel an beiden Seiten einen stumpfen hornförmigen Stollen. Als Seltenheit begegnete einmal ein kannenförmiges Henkelkrüglein aus rothgelbem Thon. Gefässe mit Spitzboden und einem dazu geformten Untersatze, in Form eines beweglichen Stellringes, finden sich hier nicht. Der Dimension nach sind sie sehr verschieden; neben wannenförmigen Schwarzschüsseln von ovaler Gestalt, die etwa 5 Mass halten, finden sich Näpfchen in der Grösse unserer Milchtassen, ja sogar Spiel- und Puppenschüsselchen. Von dieser kleinsten Gattung, nicht viel über 5 Zoll haltend, hatte man schon im vorigen Jahrhundert in schleswig-holsteinischen Gräbern aufgefunden und Rhode (Cimbrisch-Holstein: Antiquitäten-Remarques 1720, 45) hat ihrer Erwähnung gethan. Dieses Kleinkindergeschirr liegt zu zweit und dritt eingelassen in eine grössere Urne; sowie zuweilen auch das kugelförmige abermals in ein ähnliches, wie ein Gehäuse in ein anderes, festschliessend eingelegt ist. Leider haben sie so einander sich selbst zerdrückt, während ausserdem der feuchte schwere Lehmboden sie anfüllte, das niederdringende Wurzelwerk sie durchdrang und sprengte. Bei so vielerlei Leichen, die der Grabhügel deckt, begrabenen und verbrannten, musste diese verschiedenartige Dimension der Aschenurnen unser Nachdenken beschäftigen. Der Aschenrest einer Kinderleiche findet freilich im kleinsten Gefässe Raum; und eben in einem solchen fand sich neben papierdünnen Schädelwänden und winzigen Wirbelchen ein Kinder-Spielschusser als Einlage vor. Allein nicht nach der Körpergrösse des Todten und der Masse der aufzusammelnden Knochenreste bestimmt sich das Mass dieser Gefässe. Denn während die einen Knochen- und Aschenreste enthalten,

sind andere ursprünglich leer herein gestellt und mit blosser Schichterde zugefüllt. Ein andermal sind drei Urnen bis an ihren Oberrand in gleicher Reihe neben einander eingegraben, die grössere in der Mitte zweier kleinern; wieder einmal ist eine von Kohlen und calcinirtem Gebein weit überdeckte Brandschichte ganz urnenleer. Somit kann ein Zeitabschnitt gedacht werden, in welchem hier die Urne nur noch als Symbol galt, nach ihrer Grösse und Füllung nicht mehr das Alter des Todten ausdrückend oder den Wunsch für seine Fortdauer, sondern dessen Stand und Vermögen. Ist es doch in einzelnen Ortschaften kaum erst vorüber, dass man nach der Grösse der geläuteten Grabglocke das Alters- und Rangverhältniss Verstorbener, den Unterschied von Reich und Arm herkömmlich bezeichnet hat. Jene schon vorhin erwähnte grosse Urne, von wannen- oder schiffleinförmiger Gestalt, war bis auf einen in ihrer Mitte liegenden kleinen Weisstein vollständig leer. Sie war umgekehrt auf ihren Oberrand gestellt, mit dem Langboden nach oben. Man hat in Meklenburg eine solche Graburne, mit dem Bauche nach oben gekehrt und zwei kleinere, ebenfalls umgestülpte Urnen zugleich zudeckend, in einer Grabstätte zu Stendal sogar ihrer achtzig auf einmal (Klemm, Alterthumsk. 130) aufgefunden und ihren Zweck darin zu sehen geglaubt, das auf seine Mündung gesetzte Geschirr mit darunter gelegten Holzspänen ausbrennen zu können. Lisch, Meklenb. Jahrb. 13, 382. Uns aber erinnert es an die Sagen, als halte die Todesgöttin Ran, oder der Wassernix die Seelen Ertrunkener unter umgestülpten Töpfen fest (Myth. 465); oder als habe ein Zauberer, ein Priester den Geist des Verstorbenen in einen Krug hinein beschworen und versiegelt, der deshalb auch heute noch an seinem Orte und mit seinem Verschluss aufbewahrt bleiben muss. Aargau. Sag. no. 386. Diese den Graburnen beigelegte Bedeutsamkeit hat nichts Gemachtes an sich, sie begegnet vielmehr bei alten und neuen Völkern, denn der Leib, sagt Cicero (Quest. Tusc. 1, 52) ist eben gleichsam ein Gefäss oder Behältniss der Seele. In dieser gleichen Sinnbildlichkeit deutet man auch die etruskischen Grabkisten, die in Form eines Hauses mit Dach und Thüre gestaltet sind, ferner auch jene deutschheidnischen Graburnen in Form von Zelt und Strohhaus mit verschliessbarer Thüre. Es sind davon bis jetzt sechserlei Exemplare in Mittel- und Norddeutschland aufgefunden, aber auch mehrere conforme im römischen Albanergebirge, und zwar auch dorten aus der voretrurischen Bronzezeit herstammend. Lisch in den Meklenb. Jahrb. 21, 243 giebt der Reihe nach ihre Abbildungen.

Zwischen diesen wohlerhalten in's Grab gestellten Urnen und Kochhäfen, die zum fernern Gebrauche für den Bestatteten und zur Aufbewahrung der Leichenasche gedient haben, und zwischen den durch den ganzen Grabhügel zerstreut liegenden Topfscherben, deren Unzahl in Erstaunen setzt, muss ein principieller Unterschied bestanden haben. Diese von allen Seiten in das noch offene Grab herein geschleuderten Scherben mögen die zertrümmerten Schüsseln und Töpfe des Leichenmahles sein, und haben wohl das Unmass von Trauer und Leid der Ueberlebenden ausdrücken und ein Zeichen sein sollen, dass mit dem Verlorenen Alles zugleich zu Grunde gehen müsse. Es sind ahnungsvolle Sinnbilder jener absoluten Vernichtung, welche in Psalm 2, 9 zum Geschäfte Jehovah's gemacht ist: Wie Töpfe sollst du sie zerschmeissen. Noch ist es jüdischer Ritus, der Leiche Topfscherben auf Mund und Auge zu legen, mitgebrachte Geschirre und Gläser am Grabe zu zerschlagen. In Hessen an der Bergstrasse wird das Geschirr, das ein Verstorbener gebraucht hat, zerschlagen an einen Kreuzweg gestellt: „damit der Todte nicht wiederkehre.“ Wuttke, Volksabergl. 210. Obschon dieser Beisatz der Gespensterfurcht nichts ursprüngliches sein kann, da man anderwärts, z. B. in brandenburgischen Ortschaften protestantischer Confession, die Schüssel, aus welcher die Leiche gewaschen worden, dieser mit in den Sarg legt (Kuhn, Nordd. Sag. pag. 435, no. 291), so glaubt man doch bei Begräbnissen und bei Hochzeiten die Geister verscheuchen zu müssen, indem man Töpfe zerschlägt. „Je mehr Scherben, desto glücklicher das Paar,“ heisst es um sächsisch Marienwerder, wenn am Polterabend an der Hausthüre der Braut das übliche Zerschlagen von Töpfen vorgenommen wird. Spiess, Annaberger Schulprogramm 1862, 37. Und eben deshalb zerschlägt man im Hannoverschen, wo das Volk die heidnischen Urnenplätze Wendenkirchhöfe nennt, jeden aus dem Boden ausgeackerten Topf auf der Stelle, sonst möchte der alte Wende, dessen Asche darinnen liegt, sich wieder blicken lassen. Klemm, Alterthumsk. 188. Musste nun beim Leichenbrande Alles dem Verstorbenen zum persönlichen Gebrauche dienlich Gewesene ausnahmslos mit vertilgt werden: Sklave und Weib, Waffe, Leibross und Stossvogel, Wagen und Schiff, Zier und Geschirr, weil der fassungslose Schmerz gegen sich selbst und Fremdes tobt; so zerschlug man im darauf folgenden Grabalter alle Mitgabe aus jener Scheu vor dem Begrabenen, die eben mit dem Grabalter erst deutlicher werden und dann zur Gespensterfurcht sich verallgemeinern konnte. Und so kreuzt sich denn auch in unsern heutigen Grab-

bräuchen dieses gleichzeitige Gefühl von Verehrung und von Furcht; man pflegt und man zerschlägt die Tassen und Arzneigläser des Hingeschiedenen; man bewahrt und man verschenkt seine Kleidungsstücke. Ja das Aussehen manches katholischen Dorfkirchhofes bietet ein wohlverständigendes Gleichniss dar nicht bloss über heidnisches Grabgeschirr, sondern auch über den Scherbenacker Jerusalems und den Scherbenberg Roms. Als daher ein Landmann aus der Nachbarschaft bei Durchgrabung des Heidenhügels uns mit zusah und den Grund der endlos zum Vorschein kommenden Topfscherben zu wissen verlangte, konnte man ihn mit seiner eigenen Anschauung auf den Pfarrkirchhof zu Lunkhofen verweisen. Von beiden Seiten führt dorten der Kirchweg über den Gottesacker hart an der Gräberreihe vorbei. Zu Füssen eines jeden Einzelgrabes steht eine Irdenschüssel, eine halbe Mass haltend, und ein Buchswedel zur Besprengung darein gelegt. Bleibt das Grab zuletzt ungepflegt, füllt der Sigrist die Schüssel nicht mehr mit Weihwasser nach, oder liegt sie im Winter verschneit am Wege, so wird sie schliesslich einmal von einem Kirchgänger absichtslos zertreten, immer auf's neue wird so der Gottesacker zum Scherbenacker.

Unter den im Ganzen nicht häufigen Geschirrverzierungen begegnen die bloss eingeritzten Figuren selten, die mit scharfen Metallmodeln eingedrückten häufiger, die modellirt über die Geschirrfläche hervortretenden Ornamente nur in einem einzigen Motive. Darnach bestimmt sich das Alter dieser drei Gattungen; das Geschirr mit eingeritzten Figuren ist das älteste, das mit modellirten das jüngere, das mit eingepressten das jüngste. Wir schildern es der Reihe nach. Ein Motiv ist der mit Dreiecken abwechselnde Kreis. Auf chokoladebraunem Grunde sind diese Figuren nicht stumpf, sondern scharf, also mit Metallmodeln eingestochen und mit Kreide ausgelegt. Es folgen sich je drei Reihen schmächtiger Dreiecke, von denen je zwei ihre Basis sich zukehren; ihnen liegt die Zickzacklinie zu Grunde, steil und verdreifacht geführt, die im Bronzezeitalter mit der Spirale häufigst angewendete Figur. Sie wechselt auf unserm Geschirr ab mit dem Motiv eines um seinen Mittelpunkt gezogenen Kreises, einer Form von weltalter Anwendung. Sie findet sich auf den von Ferd. Keller abgebildeten Geschirren der „Heidengräber in der Schweiz", pag. 80 und Taf. IV, Fig. 5; auf dem thönernen Mondbilde, gefunden am Bieler See, abgebildet im Anzeiger f. Schweiz. Alterthumsk. Bd. 1, Nr. 4, Fig. 4; auf den Grabsteinen northumbrischer Heidengräber; auf den irischen Grottenwänden bei Dowth; auf einigen Bronzearmbändern in der Samm-

lung von Oberst Schwab zu Nidau; endlich auf Flintstein- und Bronzegeräthen, welche von Nilsson (Ureinwohner Skandinaviens) nachgewiesen sind. Es ist das in unsere Kalender übergegangene typische Zeichen der Sonne im Zodiakus: ein speichenloses Rad mit seiner Nabe. Unsere mittelalterlichen Dichter besprechen dies Sinnbild; daz rat der lichten sunnen wird im Titurel, Vers 2993, sprichwörtlich genannt, wie unsere ländliche Jugend jetzt noch zur Sonnewendfeier ein Wagenrad umrollt und Feuerscheiben schlägt. Das Volk, sagt Nilsson l. c. pag. 62 u. 72, welches dieses typische Zeichen auf den Grabgegenständen seiner Todten einhauen liess, gehörte zu den Sonnenanbetern, und da dasselbe Symbol an den Grabmitgaben der Bronze- und der Eisenzeit gleichmässig erscheint, so lässt sich schliessen, dass es beim Germanenvolke den Odhins- und Balderscultus bezeichnet hat und dass dieser in den Anfang der ältesten Eisenperiode Germaniens zu setzen ist.

Das Vorkommen pflanzenförmiger Verzierungen auf deutsch-heidnischem Geschirr stellt man bisher gänzlich in Abrede, gleichwohl sind an Lunkhofner Geschirrscherben zwei Motive nachweisbar, freilich nur in je einem einzigen Exemplare, die aus der Pflanzenwelt entnommen scheinen: 1. der gedoppelt und dreifach aus gleicher Wurzel aufschiessende Halm, und 2. der in seinem Obertheile nach beiden Seiten einfach sich verästende Pflanzenstengel, eine sogen. Doppelzwiesel. Dieses letztere Motiv findet sich nicht bloss unter der Reihe unserer altnord. Runen (ᛘ vertritt den Buchstaben *m*) und unserer Hausmarken, ich bemerke es auch auf einem der Bronzekelte aus dem Stockholmer Staatsmuseum, dessen Abbildung Nilsson giebt, l. c. Taf. 3, Fig. 31.

Als Verzierung grossen weitbauchigen Geschirres läuft zwischen Oberrand und beginnender Ausladung ein in sich selbst gewundener strickförmiger Thonwulst in erhabener Arbeit rundum, den ich für eine Versinnlichung des um den Wassereimer gewundenen Tragseiles halte, während Ferd. Keller (Antiq. Mittheill. III, Taf. IV, Fig. 34 — 36) darin bloss einen gekerbten Rundstab erblickt.

---

7. Eberhauer und Schneckenhäuschen, Hasel- und Buchnüsse.

Grabmitgaben ohne einen natürlichen Nutzungszweck müssen nothwendig einen rituellen, im Wesen des Cultus gelegenen gehabt haben, und in dem Falle, dass ihr Vorkommen ein schon

häufiger beobachtetes ist, wird der Erklärer berechtigt, von ihnen als von Symbolen zu sprechen. Unter diese sind in Heidengräbern die Schneckenhäuschen zu rechnen, die hier unmittelbar auf der Aschenschichte selbst oder neben dem Gerippe, oder auch im beigesetzten Urnentopfe in gezählter Reihenfolge liegen. Die von uns gesammelten gehören alle zu derselben Gattung der kleinen Tellerschnecke (Planorbis), deren Gehäuse in eine flache Scheibe ammonitenartig aufgerollt ist, und da sie neben dem Gebeine einer Kinderleiche beisammen lagen, so ist ihre Absichtlichkeit eine unbezweifelbare. Sie mögen etwa zu einem Halsgehänge gehört haben. Ueber einen solchen von sehr ähnlichen Nebenumständen begleiteten Fund hat Hr. Jakob Schaub, Lehrer in Dürrenäsch, an unsern Verein einberichtet. Derselbe war im Begriffe, nahe bei seinem Wohnhause an einer Anhöhe einen Brunnen zu graben. Als ich, meldet er, sechzehn Fuss tief gekommen war, lag eine durchaus schwarze Erdschichte da und, was Jedermann in Erstaunen setzte, ein Gemisch von Holz, Laub und Schneckenhäuschen, letztere von verschiedener Farbe und Grösse, so frisch, als ob man sie eben erst aus einer Hecke hervorgezogen hätte. Man war also auf ein tief gelegenes Grab mit seiner schwarzen Brandschichte gerathen. Die Zuschauer aber deuteten es auf die Sündfluth, bei welcher der Berg sammt seinem Walde hier herabgestürzt und von dem nachrollenden Erdreich abermals überdeckt worden sei.

Der im gleichen Heidenhügel erhobene Eberhauer ist ein gewichtiges Petrefakt mit tiefen Furchen und kieselweiss glänzenden Flächen, das an seiner innern Vorderseite zu einer querlaufenden Schneide zugeschliffen ist. Der Zahn war mit seiner Krümmung über den Vorderarm der begrabenen Kriegerleiche gelegt. Dass man beim Leichenmahle Schweine schlachtete und den Leichen mitgab, ist thatsächlich. Bei einer verbrannten Kinderleiche des Todtenfeldes von oberösterreichisch Halstatt am Salzberge lag nebst andern Thierknochen ein ganzes Schweinsgerippe. Weinhold, Todtenbestatt. 2, 97. Ein Skelet aus jener vorgeschichtlichen Gräberreihe, die im Burghölzli bei Zürich aufgedeckt worden, hielt ein langes Eisenmesser, dessen Spitze im Schädelknochen eines jungen Schweines stak. Ebenso waren in den auf der Kuppe des Uetliberges gelegenen Gräbern Eberzähne häufig. Vgl. Ferd. Keller in den Antiq. Mittheill. I, 3. 4. 27. 29. III, 73. Der Eber spielt in der deutschen Mythologie eine genugsam gekannte Rolle; kommt doch selbst der Gott Frô auf dem goldborstigen Eber zum Leichen-

brande von Odhins Sohn herbei geritten, und die in Walhall in täglichen Wettkämpfen sich verwundenden Einherjar geniessen dadurch einer schmerzlosen Unsterblichkeit, dass der Eber Sährîmnir ihre tägliche Tafelkost ist. Man hat daher Grund, die in den Gräbern so zahlreich vorkommenden Eberzähne für Amulete zu halten, mit denen man im Leben und Tode sich schützte. Uebereinstimmend hiemit ist des Tacitus Bericht von dem nördlich wohnenden Stamme der Aestyer (Germ. c. 45): ihre Helmzeichen seien Eberhäupter gewesen, mit denen sie selbst zwischen Feinden sicher zu stehen glaubten. Des norwegischen Königs Ali Helm hiess Hildifvîn, Kampfeber, und sein in gleicher Gestalt geformter Armring Svîagris, Suedorum porcellus.

Die Nuss, dies Sinnbild eines schlummernden Lebenskeimes, tritt als das häufigst angewendete Symbol auf. Das fränkische Todtenlager von Selzen, bei Oppenheim in Rheinhessen, enthielt ein bei einem Manne stehendes Bronzebecken mit Haselnüssen gefüllt, und einen Topf, worin ihrer vierzig lagen, Lindenschmit pag. 25. In dem von W. Menzel bei würtembergisch Oberflacht aufgedeckten alemannischen Grabfelde lagen in der zu Füssen eines Gerippes stehenden Holzschale 32 Haselnüsse, bei einem andern deren 55 in einem Kruge. Sogar in den Reliquienschreinen der Züricher Stadtpatrone St. Felix und Regula sah Heinrich Bullinger, Reformat.-Gesch. 1, 161: „wenigs gebeins, kolen, zigelstein vnd ein haselnuss mit einem löchlj.“ Man knüpft wie an die Birne, so an die Hasel- und die Buchnuss geschlechtliche Beziehungen an. Die Doppelnuss und die Doppelmandel in Einer Schale ist unter dem vulgären Namen Kindli, und in der Gesellschaftssprache als Vielliebchen bekannt; wem in Gesellschaft eine solche Doppelfrucht zufällt, ist damit zu einem Geschenke, ursprünglich wohl seiner selbst, an den Nachbargast verpflichtet. Ebenso war nach der Ortstradition aus aargauisch Birmensdorf das Mädchen daselbst denjenigen zu ehelichen verhalten gewesen, „dem es eine Birne, ja nur einen Birnenstiel geschenkt hatte“. Im Elsass setzt man bei einer überreichlichen Nussernte einen gleichzeitigen Segen an unehlichen Geburten voraus und deutet darauf das Sprichwort: wo's Nusse git, git's au Bengel. Im Aargau verlegt man dasselbe Verhältniss auf die Buchecker Ernte: viel Buech, viel Fluech. Auf die Kinderfrage, woher die Neugebornen kämen, antwortet man in Appenzell: vom Nofsbôm aba; und um von Jemand den Vorwurf makelhafter oder geringer Abkunft abzulehnen, verweist man auf die einem Jeden zu Theil werdende Mutterpflege und Mutter-

milch, und sagt: er ist au nüd ab-em Nofsbôm abe chô. Tobler, Sprachschatz 337.

8. Gewand, Fürgespenge und Bronzegürtel. Bernstein und geschliffenes Glas.

Die beiden thönernen Spinnwirtel oder Spindelsteine des Grabhügels beweisen, dass die hier bestatteten Frauen Hanf oder Flachs zu spinnen verstanden; dass sie auch am Webstuhl edle Stoffe verfertigten, zeigen die Reste eines Gewandes, zusammen dreiviertel Ellen betragend, dessen sogen. Gewebhäuschen sammt und sonders mit zahllosen Bronzeperlchen durchwoben sind. Zudem trägt es über den Brusttheil herab ein bronzenes Fürgespenge. Der Gewandstoff scheint aus Hanf und Lein gemischt. Der Zettel besteht aus einem gedrillten Doppelfaden, dessen Enden sich kraus und fein auszacken wie feinfaseriger Flachs (Linum perenne), der schon in den schweizerischen Pfahlbauten reichlich aufgefunden ist (Ferd. Keller, Vierter Bericht 1861, 18). Der Eintragsfaden ist um das Vierfache dicker, gleicht einer Hanfschnur und steigt abwechselnd unter und über je einen Nachbarfaden des Zettels. Beider Farbe ist noch beim Abdecken und Erheben des Gewandes conform schwarz gewesen, ist aber nun an der Luft in's Fuchsige abgeschossen. Die also sich bildenden Vierecke dieses Gittergewebes halten ungefähr eine Linie in Höhe und Breite. Jedes einzelne Viereck stellt sich jedoch dem Auge dar als eine erhöht aufgetragene bronzegrüne Perle, deren weitere Reihenfolge den Gewebgrund regelrecht deckt und überragt, etwa in der Weise unserer mit Perlen eingestrickten Lampendecken und Serviettenbänder. Löst man aber eine Einzelperle aus dem Gewebe ab, so erweist sie sich als ein Stück feinen Bronzedrahtes, welcher in jedem Gewebviereck den Eintragsfaden haftenförmig umklammert. Das feine Gepräge dieser winzigen Klämmerchen setzt in Verwunderung und ist schwer zu beschreiben. Am nächsten kommen sie der Gestalt der Haftenmutter, in die der Haftenhaken eingehängt wird. Hier nun legt diese Haftenmutter ihren aussen flach, innen hohl geprägten Rücken über die Vorderseite des Eintragsfadens gänzlich her und hält ihn unterwärts mit ihren beiden Schmalenden eingeklammert fest. Denke man sich einen am Rücken ovalen, nach unten sich immer mehr verjüngenden Siegelring, der unten zugleich offen stände, um ihn enger oder weiter zu biegen, so hat

man die Gestalt dieser Bronzeperlchen am nächsten. Vgl. Bildtafel III, Fig. 3. Auf diese geschmackvolle Weise wird die Grobheit des dicken Eintrags mit tausendfältigen Perlen gedeckt und gegliedert, das Auge erhält die prächtige Anschauung eines Gewandes, das sich ganz golden, dennoch leicht und geschmeidig über die Gliedmafse legt. Die deutsche Heldensage erinnert sich solcher mit Golddraht durchflochtener, „gezeinter" Frauenkleider, die wettkämpfende Brunhilde tritt in einem solchen auf: jâ truoc si ob den sîden manegen goldes zein. Nib. 413. In den an Bronzegeräthe aller Art sehr reichen Brandgräbern von oberösterreichisch Hallstatt am Salzberge hat man einen ähnlichen Fund gemacht; in der Asche einer Kinderleiche lagen daselbst neben goldenem Geschmeide „viertausend kleine Knöpfchen von Erz, die wahrscheinlich einst auf ein Gewand genäht waren." Weinhold, Todtenbestattung 2, 97. Nicht wohl ist auch jenes in den heidnischen Plattengräbern zu bernisch Ins (von A. de Bonstetten, Notice sur les tombelles d'Anet 1849, pag. 6) gefundene Gewandstück mit hieher zu beziehen, weil es nach Beschreibung und Zeichnung lauter auf einander gefädelte, wirklich geschlossene Bronzeringlein von einer Linie Durchmesser zeigt, die durch den Faden des Gewandstoffes unter sich verbunden sind.

Als wir, in unsern Wohnsitz wieder heimgekehrt, dieses Gewand in genaueste Untersuchung nahmen, fanden sich darin zwei redende Ueberbleibsel seiner Getragenheit. Das eine ist die Larve der Dermestesmotte, die sich in Wollstoffe einnistet; das andere besteht in einem elastisch zusammenhängenden Klümpchen Wollenstaub, wie er sich in Doppelnäthen und geschlossenen Falten ansetzt. Dieses spinnewebengraue Gefaser ist mit Theilchen von Stroh und Gräsern, die zur Füllung und Entzündung des Holzstosses gehört haben, und mit weissen Kügelchen von Metalloxyden untermengt, welche in der chemischen Analyse Zinnsäure ergeben haben. Diesen beiden Kleinigkeiten haben wir im Fundverzeichnisse die besondern Nummern 47 d und e eingeräumt.

Vom Halsausschnitte des Kleides auf die Herzgrube senkrecht nieder gieng eine 3 Zoll breite bronzene Brustborte; ein uralter Schmucktheil in den vorzeitlichen Trachten. Man findet diese Art metallener Fürgespenge wieder auf einer Krönungs-tunika aus der Karolingischen Zeit, gemalt in dem Evangelarium, das vom Kaiser Heinrich II. († 1024) dem Bamberger Domstift geschenkt wurde, und abgebildet ist in Hefners Trachtenbuch I, Tafel 7. Von dieser „Borte golddurchwirkt und gesteint", über die Brust des Frauen-

kleides niederreichend, reden noch unsere mittelalterlichen Dichter; schliesslich ist eine ähnliche Verzierungsart noch zu sehen auf den gewöhnlichen Messgewändern katholischer Priester, wo sie über Brust und Rücken als einstriemiger Leisten herab läuft. Das hier vorliegende bronzene Fürgespenge ist auf 1 Decimeter Höhe erhalten und von folgender Zeichnung: Zwei äussere Schmalfelder umschliessen ein breites Mittelfeld; sämmtliche sind senkrecht und wagrecht durch rinnenförmige Linien in Quadrate abgetheilt, mitten in jedem Quadrat tritt ein Ziernagel mit gewölbtem Bronzeknopf rosettenförmig hervor. Die aussenstehenden Schmalfelder wiederholen das bekannte Ornament der Zickzacklinie und mitlaufender Punkte, die innern Breitfelder dasjenige der Raute.

Dieser Bronzebesatz des Kleidungsstückes erweist zugleich, dass das Letztere eine Tunika gewesen ist, die auf dem Leibe selbst anlag. Darum sitzt sie nun noch auf der Innenfläche der Rückenwirbel fest und hält diese überdeckt. Ein Mantel, der darüber geschlagen gewesen, der aber vom Leichenbrande nothwendig zuerst ergriffen und verzehrt werden musste, hat ebenfalls ein paar sichtbare Spuren übrig gelassen; er lag zum Theil über den Gürtel her und hat sich dessen Bronzefeldern durch Oxydation eingeprägt. Hier ist nämlich die Zeichnung eines weitgegitterten, äusserst feinfadigen Gewebes erkennbar, das sich leicht und durchsichtig wie ein Nesseltuch über die Figuren des Gürtels hinzieht.

Die vom Bronzeblech des Gürtels noch vorhandenen Stücke von 4,8 Centimeter Breite bilden fünferlei in ihrem Umfange gleich grosse, aber in ihrer Ornamentik verschiedenartige Theile (vgl. Bildtafel I u. II), und ergeben zusammen $3^1/_2$ Decimeter Länge, was so ziemlich dem halben Umfange einer Frauentaille gleichkommt. Es haben sich dabei zwei kleine gegossene Bronzehäkchen von spiralförmiger Windung erhalten, welche auf die feinen Kettchen deuten, die ein Gehänge des Gürtels waren und ihn mit dem Fürgespenge oder dem Brustschilde verbanden. Es hat Ferd. Keller (Heidengräber 86) gleichfalls solche Kettchen ausgegraben.

Wir schliessen den an Bernstein und Glas gemachten Fund hier gleich mit an. Ein dünner Bernsteinschiefer, von goldgelber Farbe, klar durchsichtig, wurde in den Theilen des Frauengewandes mitgefunden; ein geschnittener Bernsteinfingerring, braunroth von Farbe, lag an der Hand der begrabenen Kriegerleiche; ebenda ein purpurrother Glasguss in dreierlei Stückchen, je mit vier und fünf Facetten geschliffen und dauerhaft polirt. Glas und Bernstein

kommen vereint dem ganzen höhern Alterthum zu. Bereits der Pfahlbau zu Meilen am Zürichsee, der Steinzeit angehörend, hat Bernstein ergeben, dieser ist also auf helveto-gallischem Territorium ein Artikel des urältesten mit den europäischen Nordküsten betriebenen Tauschhandels. Glas ist in den Heidengräbern des nordsächsischen Stammes aufgefunden worden (Weinhold, Todtenbestatt. 2, 114), es ist reichlich vorhanden in den von Lindenschmit pag. 4, 5, 13 beschriebenen Frankengräbern bei Selzen, Glas braucht also auch in dem Lunkhofner Grabe nicht auf ausserordentliche Abkunft bezogen zu werden. Ueberdies haben die Germanen das Wort Glas spracheigen gehabt, wie Tacitus Germ. cap. 45 bezeugt und Plinius bei Gelegenheit des von den baltischen Küsten bezogenen Bernsteins noch verdeutlicht (NG. 37, 2): die Germanen nennen den Bernstein Glessum (das Glitzernde), daher ist eine der Inseln des nördlichen Oceans, zur Zeit als Germanicus mit seiner Flotte dorten agirte, von unsern Soldaten Glessaria genannt worden. — Während des ganzen Mittelalters blieb an der Küste der Ostsee Gles der Vulgarname des Bernsteins.

---

9. Beschaffenheit des vorgefundenen Erzes und Eisens. Chemische Analyse.

Bekanntlich ist das Aussehen altheidnischer Bronze, welche mit im Leichenbrande gelegen hat, ein weit anderes, als derjenigen, die bei begrabenen Leichen erhoben wird. Die Lunkhofner Gräber weisen beide Bestattungsarten nach, und so ist hier die der verbrannten Frauenleiche zugehörende Bronze in einem sehr zerstörten Zustande, dagegen alles ähnliche Schmuckwerk der begrabenen Kriegerleiche fast unversehrt zum Vorschein gebracht worden. Nicht also höheres Alter oder verschiedenartiges Mischungsverhältniss der Metalle kommt hiebei in Betracht, die chemische Analyse erkennt vielmehr in beiden Gattungen denselben Procentgehalt und das Product derselben Technik; entscheidend ist nur der Grad der Glühhitze, welchen die Bronze beim Leichenbrande mit überstanden hat. Nach bloss äusserlicher Betrachtung würde man den einen Theil werthvoll und schön, den andern unschön und wenig belangreich nennen, ohne zu merken, dass man in Beiden ganz das Gleiche vor sich hat. Unsere Fundstücke machen dies sehr augenfällig. Die Bronze des Begrabenen hat

theils eine gläserne, weisslich durchsichtige, theils eine tiefgrüne glatte Gusshaut, die aller Corrosion widerstanden hat und selbst am Kleingeschmeide die subtile Gliederung und Verzierung scharf erblicken lässt. Aber der Unstern will es, dass fast alle übrigen Leichen des Grossen Heidenhügels eingeäscherte sind und darunter just die schmuckreichste und vornehmste. Hier ist dann die Bronze spröde, brüchig, blasig, aufgelaufen, bis auf den Kern des Vollgusses hinein zermürbt, in grüne kleine Bruchtheile und weissliches Mehl zerbröckelnd. Der Vollguss eines gewichtig gewesenen, dickgerippten Baugs, welcher seiner weiten Spannung nach ein Oberarmring war, ist bis auf 2 Zoll Länge aufgelöst, alles Uebrige in der Erde wie verschwunden. Die drei grossen Halsringe, ein Hohlguss, sind aus einander geborsten, haben sich in ihre Holzunterlage breit eingesenkt und erscheinen jetzt um vieles grösser und massiver, als sie ursprünglich gewesen sein können. Da aber ihr hölzerner Kern fast noch ganz vorhanden ist, da ihr Erzstaub die Erde ringsum grün durchfärbt hatte und schachtelnweise aufgesammelt werden konnte, so giebt dies den Beweis, dass die Flamme des Leichenbrandes hier nur langsam durchgemottet hat und nicht zu einer dauernden Glühhitze gekommen ist. Denn wo Letzteres an andern Stellen des Grabes der Fall war, da findet sich kein Erzstaub, sondern da sind die Gegenstände, z. B. die perlen- und walzenförmigen Gliederungen der Armbänder tropfen- und fadenförmig aus einander geschmolzen. Langsame Gluth verwandelt, concentrirte schmelzt um. Hierunter haben unsere schätzbarsten Fundstücke am meisten gelitten und ihre Erforschung ist dadurch sehr erschwert. Dazu gehören namentlich die wallnussförmigen Buckeln des Stirnbandes, sowie die ornamentirten Bronzebleche des Brustgewandes und des Frauengürtels. Sie sind zusammen dadurch belangreich, dass an ihnen gegossene, getriebene und ciselirte Arbeit vereint sichtbar ist. Die Bronzebuckeln sind Hohlguss, ihre Parallel-Linien um den Rand sind gravirt. Die Halsringe sind getriebenes Bronzeblech, die gewellt und gedrängt laufenden Spiral-Linien auf ihrer convexen Oberfläche sind mit dem Grabstichel gravirt. Die rautenförmigen Figuren auf Gürtel und Brustbesatz sind getrieben, sie gehen in gleichmässiger Höhe über den glatt gelassenen Grund hinweg und sind auf der Rückseite des dünnen Bronzebleches hohl. Aber ihre zwischen den Dreiecken und Rauten fortlaufende Linie von Punkten ist mit dem Bunzen eingeschlagen; dies erweist sich aus der Unregelmässigkeit dieser bald höher, bald tiefer gesetzten Punktirung, welche von der Zeichnung

auf Taf. II, Fig. 4 mehr selbstberichtigend als getreu wieder gegeben ist. Die beiden Handgelenkringe der verbrannten Frauenleiche sind ein nicht ornamentirter Vollguss, mehr oval als rund, gleichmässig sich verdünnend, um mit dem Schmaltheil glatt am innern Handgelenke anzuliegen. An ihnen giebt sich ein bemerkenswerther Grabbrauch kund. Jeder von ihnen ist in zwei Stücke zerbrochen aufgefunden worden. Da die Bruchstellen an Beiden eben so antikgrün überzogen sind wie die Aussenflächen, so sind diese Ringe offenbar schon beim Begräbnisse zerbrochen gewesen und so mitgegeben worden. Neuere Ausgrabungen haben auf solcherlei Ringstücke geführt, die als Zeichen unverbrüchlicher Treue zwischen Liebenden gebrochen oder zerschnitten und so mit in's Grab genommen wurden.

Die chemische Untersuchung des Erzes, die auf unser Ersuchen Hr. Prof. Schibler in Aarau zuvorkommend unternahm, hat zu nachfolgenden Ergebnissen geführt. Es wurden analysirt:

1. Eine grössere Bronzeperle; sie besteht zu 100 Theilen aus
   Kupfer = 88,60 Procent, Zinn = 11,40 Procent.
2. Eine kleine Bronzeperle; sie ergab
   Kupfer = 85,92 Procent, Zinn = 14,08 Procent.
3. Bronzehäftlein, in Gewandgewebe eingefügt. Nachdem der organische Stoff durch Glühen zerstört und das kohlensaure Kupfer theilweise in Oxyd übergeführt war, fand sich folgende Zusammensetzung:
   kohlensaures Kupfer und Oxyd = 82,9 Procent,
   Zinnsäure = 17,1 „
4. Einige zwischen dem Gewandgewebe aufgefundene Partikelchen weissen Metalles waren von zu geringem Gewichte zur Anstellung einer sichern Analyse; indessen enthielten sie Zinnsäure.

Mittels dieser Analyse lässt sich die Abkunft der von uns erhobenen Bronze und das Zeitalter, dem sie in diesen Hügelgräbern angehört, allgemein feststellen, denn die Lunkhofner Bronze trägt durchaus den Charakter der frühesten reinen Bronzeperiode an sich. Diese Einsicht verdankt man zunächst den Untersuchungen, welche Dr. L. R. v. Fellenberg zu Bern an aller antiken Bronze des gesammten Alterthums, so weit ihm dieselbe bisher erreichbar gewesen, angestellt und in den „Mittheilungen der Naturforsch. Gesellschaft von Bern“ vom J. 1857 — 1864 veröffentlicht hat. Unter den 180 daselbst vorgelegten Analysen antik-griechischer, ägyptischer, etrurischer, römischer, keltischer und germanischer Bronzen

zeigt es sich, dass diejenige der ursprünglichen Bronzezeit des keltischen und altgermanischen Heidenthums durchschnittlich einen Kupfergehalt zwischen 84 — 88 Procent, und einen Zinngehalt zwischen 10 — 12 Proc. ohne Beimischung anderer Metalle ergiebt. Dies aber ist eben dasjenige Mischungsverhältniss, welches durch vorausstehende Analyse auch für die Lunkhofner Bronze ermittelt und wodurch sie als ein Product der echten Bronzeperiode legitimirt ist. Es erweisen nämlich die untersuchten altgriechischen, etrurischen, ägyptischen und römischen Bronzen also sämmtlich von derjenigen Gattung, die man ausschliesslich die antike oder klassische zu nennen pflegt, einen absichtlichen Bleizusatz und lassen also auf eine gleichzeitige Bekanntschaft mit diesem Metalle schliessen; der Bleigehalt geht dabei im Einzelnen bis über 22 Proc. und scheint als Ersatz für Zinn zu dienen. Die Mischung keltischer und altgermanischer Bronze dagegen, sofern dieselbe aus ungefähr einer und derselben Zeit stammt, zeigt immer dieselben gleichen Verhältnisse und ist bis auf die natürlichen Mengtheile stets frei von Eisen, Blei und Nickel; Zink und Blei scheint also dem Volke, welches dieser Bronzen sich bediente, nicht als besonderes Metall bekannt gewesen zu sein. So urtheilt Dr. Fellenberg in der vorerwähnten Zeitschrift, Jahrg. 1864, 123. Woher nun soll diese alterthümlichste, sich selbst gleiche Bronze der Kelten und Germanen stammen, da ihre Bezugsquelle durchaus nicht in den Culturländern der antiken Welt gewesen sein kann? Und wie kann sie sich zahlreich in solchen keltischen und germanischen Landstrichen vorfinden, welche selbst weder zinn- noch kupferhaltig sind und heute noch keinen Bergbau haben, so in der Schweiz, Brandenburg, Pommern, den Lausitzen? Ja denkt man sich unter diesen Ländern auch etliche, in denen Kupfer ursprünglich vorgekommen sein kann, wie dasselbe z. B. in Wallis, Glarus und Graubünden spärlich vorkommt, und will man dorten sogar die nöthigen Kenntnisse im Bergbau frühzeitigst voraussetzen, so mangelt daselbst zur Bereitung der Bronze stets noch das Zinn, welches für das graue Alterthum nur in Britannien erhältlich war, hierauf von den Römern in Portugal und Gallicien (nach Plinius 34, 47), und erst im Mittelalter auch im böhmischen und sächsischen Erzgebirge gewonnen worden ist. Das Räthsel erschwert sich aber noch mehr, seitdem man in eben diesen nicht metallhaltigen Ländern die alten Giessstätten, die Schmelztiegel sammt den diesen Apparaten noch anhängenden Bronzekuchen aufgefunden hat; so die Vorräthe von verarbeitetem und unverarbeitetem Erz in der Schweiz zu Wülf-

lingen bei Winterthur, am Nidauer Steinberg im Bieler See; die Gussformen der Erzäxte, erhoben im Genfer See; so auch die verschiedenen Bronze-Giessſtätten, der Reihe nach entdeckt in Schlesien, Böhmen, Thüringen, Brandenburg, Meklenburg, Pommern, Franken, Altbaiern, wozu nun erst noch die skandinavischen, französischen und englischen aus neuester Fundzeit kommen. *) Der Kreis der Bronzefabrication dehnt sich aber sogar noch weiter aus, da das Erz dieser genannten Giessſtätten meistentheils von dem gleichen Korn ist wie das in den Kegelgräbern der Bronzezeit enthaltene, und da diese Kegelgräber von den französischen, dänischen und deutschen Küsten über Mitteleuropa hinweg tief nach Ungarn hinab reichen. Es bestand also ein von den Küsten Süd- und Nordeuropa's aus binnenwärts betriebener Bronzehandel, er klebte nicht etwa vorübergehend an einem einzelnen Strande, er war bis in die Alpen und Karpathen organisirt und stationär in so gesicherter und fixer Herkömmlichkeit, dass seine in den alten Wohnstätten und Grabstätten hinterlassenen Producte an Form, Zierat, Mass und Metallgehalt alle unter einander identisch sind. Die echte Bronzezeit hat also einen continentalen Charakter, sie bezeichnet kein Einzelvolk, sondern alle Urvölker der Reihe nach, sie ist ein allgemein verbreiteter Culturzustand, der viel weiter zurückreicht als Rom, Griechenland und Etrurien, ja in welchen eben diese Länder selbst ursprünglich schon mit eingeschlossen gewesen sind. Denn auch die Griechen nannten diese alte Edelbronze schon die antike, und nach Härte, Dauer und Schönheit war sie auch ihnen schon eine unnachahmliche gewesen. „Nach neuerer Beobachtung dänischer Forscher," berichtet Lisch (Meklenb. Jahrb. 28, Anhang, pag. 8), finden sich in Italien Bronzealterthümer, die ganz den Charakter der nordischen Bronze tragen, aber von den römischen wie von den hetrurischen Alterthümern

*) Für den Unbelesenen diene folgendes Citat aus Kefersteins Kelt. Alterth. Bd. 1. Zwischen meklenburgisch Demmin und Loitz fanden sich bei Plestin 150 Bronzekeile neben gewichtigen in ihren runden Giessgefässen liegenden Erzkuchen (pag. 81). Bei Freistadt, dicht an der böhmischen Grenze, lagen Klumpen rohen Erzes neben fertigen und halbfertigen Bronzesicheln (pag. 125); bei Gampach in Rheinpreussen: Gussformen, Schmelztiegel und über 100 Pfund Bronze (pag. 58); in Grabhügeln an der bairischen Isar bei Landshut: Bronzemesser und Pfeilspitzen, welche in die dabei gelegenen Giessformen passten (pag. 176). Aehnliches bei Braunfels in Hessen, bei Gross-Jena in Thüringen, pag. 432. Eine noch grössere Zahl antiker Bronzefabriken auf germanischem und slavischem Boden verzeichnet Klemms Alterthumskunde.

durchaus verschieden sind, und die sowohl nach ihrer ganzen äussern Erscheinung als nach ihrem Fundorte einer Zeit anzugehören scheinen, welche allen bisher bekannten Culturepochen Italiens vorausgieng. Und warum sollen ausgezeichnete Sachen gerade alle von den Hetruskern stammen? Je mehr die hetruskischen Alterthümer zusammen kommen, desto mehr überzeugt man sich, dass die Cultur des Hetruskervolkes lange so alt nicht sein kann, als die Cultur des in den Kegelgräbern Germaniens schlummernden Volkes der Bronzezeit."

Freilich steht nun noch immer die Antwort aus, wer das Kupfer und Zinn den alten Völkern unsers Continents zugebracht habe. Nilsson lässt es in seinen „Ureinwohnern Skandinaviens" von den seekundigen Phöniziern importiren und unterstützt diese Annahme durch den Stil, das Mass und die Metallmischung der in Frage stehenden Bronzegegenstände. Doch eben die Metallmischung ist es, die gegen seine Annahme beweist. Lisch ist ebenfalls nicht abgeneigt, diesem in allen Gegenständen der Erzbereitung so hoch ausgebildeten Volke der Phönizier einen Einfluss auf die älteste Bildung Mitteleuropa's zuzuschreiben, allein wenn die Phönizier ihre bleigemischte Bronze den wohlhabenden Völkern, die rings um's Mittelmeer sassen, verkaufen konnten, warum würden sie die bleifreie und theurere Bronze gerade bei den um so viel ärmern Völkern des europäischen Nordens abgesetzt haben? Dagegen sehen Ferd. Keller (Heidengräber 94) und Klemm (Kult. Gesch. 9, 30) die Kunde des Erzgiessens bei Germanen und Kelten so gleichmässig verbreitet, dass dieselbe Beiden nicht erst in Europa, sondern schon in ihrer frühern Heimat eigen gewesen sein müsse. Die Richtung der von der activen Race auf ihrem Weltgange eingeschlagenen Wanderung scheint nun wirklich ganz besonders die Bronze auszudrücken, die in dem durchwanderten Boden zurückgelassen worden ist. Ein schätzbarer Fingerzeig hierüber ist neuerlich durch die Chemie gegeben. Fellenbergs Analyse heidnischer Metalle aus Meklenburg weist in dem dort verarbeitet vorgefundenen Golde Platinagehalt nach, sowie in dem Kupfer dortiger Grabfunde einen solchen silber- und bleifreien Zustand, wie Beides nur in oxydischen Erzen des Ural vorkommt. Es lässt dies, folgert Fellenberg, kaum eine andere Deutung zu, als dass die Völker, welche in der Bronzezeit das heutige Meklenburg bewohnten, im Verkehr mit dem Ural gestanden haben müssen, welcher ihnen nicht nur das Gold, sondern das weit wichtigere und in weit grösserm Masse benöthigte Kupfer zugebracht hat. Man weiss, dass auch am Ural

die Bearbeitung des Kupfers derjenigen des Eisens vorausgegangen ist. Man nennt dorten die alten Grubenwerke und Schmelzhütten Tschudische, da man in Sibirien mit dem russischen Collectivnamen der Tschuden diejenigen Denkmäler zu bezeichnen pflegt, welche die Ueberreste eines alten, nicht mehr vorhandenen kriegerischen Urvolkes beherbergen. Das Wort Tschud bezeichnet also dem Russen, was uns der Hüne, und dem Griechen der Pelasger ist, einen vorzeitlichen Riesen und Fremden, einen unbekannten Todten. Ganze Schlackenhalden überdecken dorten das Gebirge, in offen gebliebenen Einfahrtsstollen färbt das ausgewitterte Erz den Boden mit Grünspan, in diesen neuerlich erst wieder aufgenommenen Grubenbauten hat man das kupferne Handwerkszeug der ehemaligen Knappschaft aufgefunden. Im Zusammenhange mit diesen Bergwerken verbreiten sich über Ural und Altai in einer Strecke von etwa 500 grographischen Meilen hohe Erdhügel mit Steinkammern, die sogen. Tschudengräber. Da wo jetzt menschenleere Einöden sind, liegen sie oft in dichtgedrängter Menge. Schon Pallas hebt in seiner Reisebeschreibung die Aehnlichkeit hervor, die diese Tschudengräber mit deutschen Hünengräbern haben. Sie enthalten auf dem Grunde des Grabes Asche, Kohle und verbranntes Gebein, es galt also auch bei diesem Bronzegeschlechte die Leichenverbrennung. Aber dabei liegen goldene Armbänder, versilberte Trensen und Steigbügel, dazu Messer, Aexte, Schwerter, Armbänder aus Bronze gegossen. Seit langer Zeit macht der Russe ein Gewerbe daraus, diese Hügel zu durchwühlen, denn dorten ist für ihn Silber. Was sonst an Urnen, Kupfer- und Steingeräthe dabei liegt, achtet die rohe Raubsucht nicht. Professor Göbel hat die Tschudische Bronze analysirt, sie besteht aus Kupfer und Zinn und unterscheidet sich durch diese Mischungsreinheit positiv von den im südwestlichen Russland gefundenen Bronzealterthümern, welche schon an die Messingcomposition grenzen. Kruse, Ehstnische Urgeschichte pag. 105. Es ist somit der Schluss erlaubt, dass während die Phönizier ihr Zinn aus England holten und es in Form des Bronzefabrikates durch den damals bekannten Raum der altclassischen Welt verbreitet haben mögen, die aus Nordasien her einziehende Race der Kelten und Germanen die Bronze aus ihren Ursprungsländern jenseits des Altai mitbrachten. Denn dass unter diese zwei Racen die Bronze nicht durch Völker des semitischen Sprachstammes verbreitet worden ist, dies lehrt der Name des Metalls selbst, der durch die finnisch-slavischen Sprachen in die skandinavisch-deutschen geht und sich dabei als ein aus der gleichen

Wortwurzel entsprungener zeigt. Grimm, Gesch. d. Sprache 10 führt folgende Wortformen an:

bron, slavisch,	brass, englisch,
bronc, polnisch,	wask, ehstnisch,
bronza, russisch und serbisch,	waski, finnisch,
bras, altnord.,	waras, lithauisch,
bräss, angelsächsisch,	warsch, lettisch.

Auffallend ist es, dass in der keltischen Sprache ein beurkundeter Name hiefür gänzlich fehlt. Das vereinzelte irische umha (Bronze) steht den vorausgeschickten Namensformen so weit entfernt, dass es von Grimm nur mit sanskrit udumbara = æs verglichen werden kann. Auch im Deutschen entgeht dem Worte jegliche Ableitungs- und Bildungsfähigkeit, es steht hier ebenso verwaist da wie ein ital. bronzo, oder ein mittellatein. brontium. Es ist also eine im Keltischen und im Deutschen wegen hohen Alters erstorbene Wortwurzel, in welcher schon das Angelsächsische und Altnordische das *n* ausstösst, weil dieses ebenso schon in den durch das Finnische vermittelten Wortformen mangelte oder ausgestossen war.

Uebergehend zu den im Lunkhofner Grabhügel gefundenen Eisengeräthen, ist vorauszuschicken, dass dieselben wegen ihrer fast vollständigen Oxydation chemisch nicht auf den Kohlenstoff untersucht werden konnten, um die wichtige Frage zu entscheiden, ob unter diesen stattlichen Exemplaren nicht auch gestähltes Eisen mit vorliegt. Das Gewichtigste ist ein Fragment Eisenschiene von einer Radfelge, worin vier dicke Beschlagnägel eingerostet stecken. Sie erweist, dass man die Erde und die Felsblöcke zu diesen Hügelauftragungen, wohl auch die aufgebahrte Leiche selbst, auf zweirädrigen Karren zur Stelle gefahren hat; ihrem Alter nach braucht sie jedoch nicht mit jenen mehrfachen Radbeschlägen zusammengestellt zu werden, welche A. v. Bonstetten (Notice pag. 10, 12) in den heidnischen Plattengräbern am Moose zu bernisch Ins (Anet) aufgefunden hat, denn jene Grabstätten fallen in den Anfang der Burgundionen-Epoche der Westschweiz. In den eisernen Schildnägeln mit ihren rhombisch geschmiedeten Zierköpfen verräth sich Handwerksübung; noch mehr in jenen nadeldünnen, 2 Zoll langen Stiften, an beiden Enden aufgespalten und in Oesen zusammengebogen (no. 29 und 59 des Fundverzeichnisses). Sie mögen Längenglieder von den Stangenkettchen eines Wehrgehänges gewesen sein und deuten am meisten auf die Kunst hin, das Eisen zu härten. Dass aber das vorhandene

Material sehr verschiedenartig bearbeitet ist und zum Theil einer frühen Periode angehört, beweisen wohl solcherlei Stücke, die bei Durchgründung des Grabes deutlich umrissen im Boden zu sehen, aber doch nie anders als in blossen Rosttrümmern aufzunehmen waren. So hatten wir ein Eisenschwert mit dünner Griffstange und kurzer Breitklinge, also in Einem Stücke geschmiedet, nach seiner ganzen Form in der abgedeckten Lehmschichte vor uns, trotz aller angewendeten Sorgfalt verwandelte es sich, noch bevor man es gemessen hatte, in einen unbestimmbaren Moderstreifen. Damit entgieng uns die einzige Gelegenheit, auch aus der Kürze eines Schwertgriffes die schon in den ehernen Gelenkringen erwiesene Schmalhändigkeit der hier bestatteten Race aufzeigen zu können. Denn an sonstigen Waffen und Werkzeugen mit einem Heft kam weiter nichts vor. Ein Eisendolch mit kurzen Flügelschneiden, nach hinten in einen Ansatz von Schaftröhre sich verjüngend, war zwar schon in dem ersten von uns eröffneten Grabe gefunden worden; seiner Form nach konnte er als Dolch und als spannenlange Lanzenspitze gelten. Allein er wurde über der Versendung verräumt und ist seitdem noch nicht wieder zum Vorschein gekommen.

Diese Eisengeräthschaften der Lunkhofner Gräber besagen nun zwar, dass wir hier im Eisenzeitalter angelangt sind, nicht aber, wie und wann sich dieses von dem Bronzezeitalter trennt; beide Perioden zeigen sich vielmehr hier wie anderwärts als mit einander verschmolzen. Eisen ist neben reichlicher Bronze aufgefunden in dem steierischen Grabkogel zu Klein-Glein. (Mittheil. des histor. Vereins f. Steiermark, Bd. 7, 185.) Massen von Feuersteinsplittern nebst Gegenständen aus Bronze und Eisen sind mit einander entdeckt am Viturberge bei der Stadt Eggenburg in Nieder-Oesterreich. (Bericht der Wiener Akademie, Bd. 51.) In den Heidengräbern von zürcherisch Pfäffikon und Andelfingen lagen Erzkessel mit Eisendrähten gebunden (Ferd. Keller, Heidengräber pag. 29. 34); Eisen ist neben Bronze in den sogen. Hünengräbern des fränkischen Baierns (Bavaria IV, Abth. 1, 77); Eisen-, Erz- und Steinwaffen vereint zeigen die Felsenbilder von Bahuslän, abgebildet in Nilssons Ureinwohner Skandinav. 1866, 90. Dieselbe Schmalhändigkeit, die bei dem Volke der Bronzezeit typisch ist, die aus dem Kurzgriff der Schwerter, Dolche und Messer erhellt und sogar aus der Kleinheit der Fingereindrücke hervorgeht, die zur Verzierung um den Rand der Thongeschirre eingepresst sind, hat auch noch im Eisenzeitalter angedauert. Eisenschwerter, mit

Griff und Klinge aus Einem Stücke geschmiedet, zeigen denselben auffallend kurzen Handgriff, „so dass die Art der Führung einer solchen Waffe räthselhaft wird“. (Keller, Heidengräber 88.) Der vollständige Griff des von Mayer 1825 im Eichstädtischen in einem heidnischen Grabhügel neben der Leiche erhobenen Eisenschwertes hat 1¼ Zoll Länge. (Klemm, Alterthsk. 253.) Darnach also lässt auch die Eisenzeit, die doch aus allen Gründen als die jüngste genommen werden muss, nach rückwärts chronologisch oder volksgeschichtlich sich nicht abgrenzen, und man ist genöthigt, sie doppelt anzusetzen, als das erste und als das zweite Eisenzeitalter. Nur das zweite Eisenzeitalter beschlägt jene historische Culturperiode, welche man in Frankreich die fränkische Zeit, in England die angelsächsische, in Deutschland die alemannische, in der Westschweiz die burgundische nennt, unter vielerlei Namen eine und dieselbe Cultur der Völkerwanderung ausdrückend, während das erste Eisenzeitalter, schon nach unsern germanischen Geschichts- und Spracherfahrungen gemessen, hinter der ganzen christlichen Zeitrechnung zurückliegen muss. Hat doch sogar das hohe Alter unserer deutschen Sprache keinen Ausdruck, der bis zur Grenze hinauf reicht, wo Bronze und Eisen sich geschieden haben; denn sie verwandelt den Namen Erz (gothisch ais, althochdeutsch êr) sogleich in den Namen des Eisens: goth. eisârn, ahd. îsârn und îsan; sie giebt, wie J. Grimm sagt (GDSprache 10), damit eben nur einen Fingerzeig, dass bei den Germanen die Bronze früher im Gebrauch gewesen sein muss, als Eisen. Aber wie sehr frühe dies gewesen sein wird, dies erhellt aus dem merkwürdigen Umstande, dass schon im ersten Jahrhundert unserer Zeitrechnung der Name der deutschen Eisengöttin Isa nicht mehr begriffen und sogar von dem forschenden Tacitus (Germ. c. 9) mit demjenigen der fremdländischen Isis verwechselt worden war.

---

10. Die Ringmünzen.

Zur rechten Seite des bestatteten Kriegers lagen an der Hüftgegend fünferlei Bronzeringlein für sich in einem besondern Lehmklumpen beisammen, ohne alle Andeutung ihres einstigen Verbindungsmittels. Zu Fingerringen sind sie alle zu enge; als Gliederringe einer Hals- oder Armschnur alle unter einander zu ungleich in Dicke, Höhe und Weite; für Ringlein, die beweglich hängend

an Bronzenadeln getragen worden sind, können sie desshalb nicht gelten, weil ihr massenhaftes Vorkommen ohne diese Bronzenadeln, — worüber gleich nachher — dagegen zeigt. Ihre ursprüngliche Lage nicht auf der Leiche, sondern nebenan rechter Seits des Beckens, liess auf ein besonderes Täschchen rathen, das hier zu Grunde gegangen, ihre plumpe grobe Ringform auf einen massiven Verwendungszweck. Dunkel erinnerte man sich dabei an die in ihrer Mitte viereckig und rund durchbrochene Kupfermünze Tibets und China's, Kasch oder Tschend genannt, die an Nielen aufgeschnürt getragen wird, kurz, es lag immer näher, an Gewichtringe, an pondera zu denken. Man besitzt in den Sammlungen nordischer Alterthümer in Dänemark und Meklenburg bereits etwas Aehnliches an den sogen. Geldringen; es sind dies unregelmässige, bald kleine, bald grössere Ringlein aus Bronzedraht, auch aus Gold, an ihren beiden Enden roh abgehauen, von denen man desshalb annimmt, sie seien als Geld ausgewogen worden; ja man leitet auch die grosse Beliebtheit jener Armringe, die in Form von Spiralcylindern aus vielfach gewundenem Bronzedraht bestehen, überhaupt davon her, dass sie, wenn schon zu mehrern Malen Stücke von ihnen abgehauen worden, doch in ihrer ursprünglichen Bestimmung als Schmuck- und Schutzring fortgetragen werden konnten. Ueber das Vorhandensein und die Verwendung dieser altnordischen Geldringe ist besonders zu vergleichen: Leitfaden zur Nord. Alterthumskunde, Kopenhagen 1837, pag. 50; Schreiber, Taschenb. Jahrg. 1840; und Lisch, Meklenb. Jahrb. Bd. 18, 256. Auch darüber, wie dieses Ringgeld allmählich zu geprägter Münze geworden ist, liegen schon einige Anschauungen vor. Die im J. 1859 zu Irsching (bair. Landgericht Ingolstadt) am rechten Donauufer ausgegrabenen Goldmünzen tragen alle auf ihrer concaven Seite das Gepräge eines dünnen, in zwei Stollen endenden offenen Ringes (das vollkommene Abbild des heidnischen Bronze-Armringes), der meistens sechs, auf andern, leichtern Exemplaren nur drei geprägte Kügelchen einschliesst. Der Münchener Numismatiker Streber hat in diesen Kugeln die Angabe des Münzgewichtes oder das Zeichen des Münzwerthes vorausgesetzt. In demselben Jahre dieses baierischen Münzfundes hat der ungarische Forscher Franz v. Kiss eine Schrift über anderthalb hundert ähnliche Stücke neu entdeckten Ringgeldes veröffentlicht und darin den Beweis zu führen gesucht, dass dieselben in vorhistorischer Zeit die Stellvertreter der Münze gewesen und desshalb in ihrer Ringform nachmals auf die geprägte Münze als Werthzeichen gesetzt worden sind. Zwei von jenen zu Irsching

gefundenen hat die Zürch. Antiq. Gesellschaft erworben und eine Abbildung davon gegeben im Anzeiger f. Schweiz. Alterthumskunde 1860, 82. Endlich hatte auch E. Desor in den Pfahlbauten zu Auvernier am Neuenburger See ähnliche Bronzeringlein und zwar in einer Anzahl von über 150 erhoben und sie für die muthmasslichen Vorläufer des mit Schrift und Bild geprägten Geldes erklärt in seiner Broschüre: Les constructions lacustres du lac de Neuchâtel, troisième édition, pag. 21.

Ich meldete und beschrieb diesem gelehrten und glücklichen Forscher meine hierüber gemachten Wahrnehmungen, worauf er in gewohnter Collegialität die Güte hatte, sofort 3 Ringe seiner Sammlung mir zur Vergleichung zu übersenden. Ich stelle sie hier mit den meinigen und mit den von Dr. Lisch beschriebenen nach ihrem verschiedenen Gewichte zusammen, möchte aber schon hier Folgendes der Beachtung anheim geben. Unter den Pfahlbauten zu Auvernier fand sich ein Kinderskelet, in dessen Schädelbau Rütimeyer und His (Crania helvetica pag. 37) den Typus der vorrömischen Race erkennen. Neben den Lunkhofner Ringmünzen lag jenes vollständige Mannsskelet, das in Knochen- und Schädelbau sich gleichfalls als ein vorrömisches ausweist. Zu Auvernier ergaben sich nebst den Ringmünzen zugleich blaue Glasperlen, gleichwie neben denen zu Lunkhofen facettirtes Rubinglas lag. Das Glas aber ist der Zeitgenosse des Geldes und des Eisens. Die chemische Analyse dieser Auvernier-Ringlein, von Dr. L. R. v. Fellenberg in den Mittheill. der Berner Naturforsch. Gesellsch. 1864, pag. 126 veröffentlicht, ist auf der drüben folgenden Vergleichungstabelle mit beigesetzt. Das Mischungsverhältniss dieser Bronzen besteht vorwiegend aus Kupfer und Zinn, wie dies das Merkzeichen keltischer und germanischer Bronze aus dem reinen Bronzezeitalter ist; während altrömische, etrurische, ägyptische und altgriechische Bronze starke Procente von Blei- und Zinkgehalt hat. Die Auvernier-Ringe sind also nicht eine aus diesen Ländern in die Schweiz importirte Waare. Sind sie nun aber gemäss der sie begleitenden übrigen Fundstücke wirklich dem keltischen Eisenzeitalter beizurechnen, so ist damit der Beweis um ein neues Mittel verstärkt, dass die erste Eisenperiode weit ab liegt von der zweiten, und dass jene wohl noch weit über Christi Geburt zurück reicht.

Die Lunkhofner Ringmünzen tragen den dunkelgrünen Edelrost der echten Bronzezeit an sich, sind glatter, sattglänzender Vollguss, wirklich geschlossen, von Form hoch, steil, nur mässig gewölbt, am Rande gleichfalls glatt abgerundet.

Die Ringmünzen von Auvernier haben, wie alle lange im Wasser gelegene Bronze, den blauschwarzen, rostlosen Ton, sind ebenfalls geschlossener Vollguss, aber sehr dünne Reifen, nicht gewölbte Ringe. Ihr Innenrand ist schneidend scharf, ihr Aussenrand scharf gezahnt, wie etwa die altrömischen Serraten oder der deutsche Vereinsthaler cannelirten Rand haben; ihre Breitseite erhebt sich in ein stumpfes Grat, nach beiden Seiten flach sich abdachend.

Zu diesen beiden Sorten wird hier in dritter Gewichtsberechnung noch jene Serie Bronzedraht-Ringlein hinzugesetzt, welche 1859 mit einem grossen Silberfunde beim Auspflügen einer heidnischen Thonurne in der Feldmark der Meklenburger Stadt Schwaan erhoben worden sind. Sie lagen dorten zusammen mit vielerlei zerstückelten, abgehackten und eingekerbten Stückchen Silbers, die man antiquarisch „Plattengeld“ nennt. Der unermüdliche Forscher unserer nordischen Vorzeit, Archivrath Dr. Lisch zu Schwerin, hat sie beschrieben und bestimmt in den von ihm gegründeten Meklenb. Jahrbüchern Bd. 26, pag. 248.

A. Ringmünzen von Lunkhofen.

		Gesammt-Durchmesser:
No. 1	2,86 Gramm	12 Millimeter.
„ 2	3,31 „	12 „
„ 3	3,12 „	17 „
„ 4	3,12 „	17 „
„ 5	4,35 „	22 „

B. Ringmünzen von Auvernier.

		Aeuss. u. Inn. Durchm.:	Chem. Analyse von 1,658 Grm.:	
No. 1	1,27 Gramm	2,3 Centimeter	Kupfer	85,26 Procent.
		1,7 „	Zinn	11,76 „
„ 2	0,75 „	2,1 „	Blei	0,57 „
		1,7 „	Antimon	0,53 „
„ 3	0,42 „	1,3 „	Silber	0,11 „
		1 „	Eisen	0,16 „
			Kobalt	1,61 „

C. Ringgeld von Schwaan.

No. 1	1,34 Gramm.	No. 4	0,26 Gramm.
„ 2	0,67 „	„ 5	1,38 „
„ 3	0,59 „	„ 6	0,33 „

Die abgehackten, gekerbten, platten Stücklein Silbers, welche zusammen bei dem Schwaaner Ringgeld lagen, wiegen im Ein-

zelnen durchschnittlich per Stück 1,46 Gramm und sind damit ungefähr einem deutschen Denar an Gewicht gleich; während obiges Ringgeld no. 6 mit 0,33 Gramm ungefähr einem Viertelsdenar entspricht. Somit mag dieses „Plattengeld und Ringgeld“ entweder mit Rücksicht auf das Gewicht des Denars gemacht sein oder dessen Gewicht sogar vorbestimmt haben, wir gelangen durch ihren Fund zum Beginn einer geschichtlichen Zeit. Im Lunkhofner Grab gehören sie zu der Kriegerleiche, die hier rituell beerdigt gelegen hat. Das Grabalter also war's, das dies Ringgeld besass. Damit wird die erste chronologische Bestimmung über das Alter des Lunkhofner Grabfeldes gewonnen. Römisches Geld findet sich dorten nicht, die Ringmünze geht also der römischen Scheidemünze hier zu Lande voraus. Jene tritt hier aber zugleich mit dem Eisen und Glas auf. Diese Kriegerleiche gehört also dem ersten Eisenzeitalter an, das sich bis vor Christi Geburt erstreckt.

---

11. Zeitalter und Race der hier Bestatteten.

Erwogen nach der Landessage von den Erd- und Wassermännern des Zwergenvolkes.

Jener bronzene Handgelenkring, ein geschlossener Vollguss, festsitzend um den Vorderarm der Kriegerleiche (no. 29 des Fundverzeichnisses), hält in seinem lichten Durchmesser genau 5,4 Centimeter, während das Handgelenk eines heutigen Europäers stets seine 6 Zoll misst. Ebenso halten die beiden Handgelenkringe der verbrannten Frauenleiche (no. 31 des Fundverzeichnisses) die gleichen 5,4 Centimeter innern Durchmessers, aber ein Handgelenk selbst feingliedriger Frauen unserer Race wird immer seine 5 Zoll Durchmesser betragen. Da nun diese drei Bronzeringe geschlossener Vollguss sind, keine Vorrichtung haben, sie zu öffnen, also nicht anders getragen werden können, als indem man sie über die Handbreite an's Gelenk zurückschiebt, so können die hier bestatteten Männer und Frauen bei der Kleinheit ihrer Gestalt und Gliedmafse dem indogermanischen Stamme nicht angehören; und da zu diesem ebensowohl Germanen als Kelten sprachgeschichtlich gestellt werden müssen, so können jene auch nicht zum Keltenvolke, anthropologisch aber überhaupt nicht zu einem der Völker gezählt werden, die jetzt noch in den culturfähigen Breitegraden unsers Welttheiles sesshaft sind. Gleichwohl hat dieses unbekannte Geschlecht

Europa einst von den Alpen bis in den Hochnorden inne gehabt. Dies ergiebt sich unleugbar aus dem gleichen Masse jener Armringe und Waffengriffe, die man im Süden und Norden den Pfahlbauten und Hügelgräbern enthebt und die noch überdies durch dieselbe Gemeinsamkeit spiralförmiger Verzierung, durch dieselbe Metallmischung, durch dieselbe Würde und Strengheit des Stils als die ältesten Kunsterzeugnisse der Bronzezeit anerkannt sind. Der Griff solcher Schwerter und Dolche ist durchschnittlich nicht über $2^1/_4$ Zoll lang und kann von einer gewöhnlichen Männerhand höchstens mit drei Fingern gefasst werden. Bronzeschwerter dieses schmalhändigen Geschlechtes finden sich, wenn wir nur unserer nächsten Umgebung gedenken wollen, in den Alterthums-Sammlungen zu Bern, Lausanne, Neuchâtel und Zürich. Der Handgriff des im Neuenburger Museum liegenden Bronzeschwertes, das aus dem Pfahlbau von Concise stammt, misst nur 7 Centimeter. (Desor, Pfahlbauten, deutsche Ausgabe 1866, pag. 65.) Ja sogar *Eisenschwerter,* mit Griff und Klinge aus einem Stück geschmiedet, zeigen noch denselben kurzen Handgriff, „so dass eine nur mässig breite Manneshand zwischen den als Wehren vorspringenden Buckeln des Griffes und dem Schwertknopfe nicht Platz findet und die Art der Führung dieser Waffe räthselhaft wird.“ Ferd. Keller, Heidengräber 88. Damit sind auch jene wohlfeilen Einwendungen abgewiesen, dass man diese engen Gelenkringe schon in erster Kindheit und auf Lebenslänge angelegt haben werde, oder dass den Leuten auch die Praxis unserer Taschendiebe eigen gewesen sein könne, die sogar aus den polizeilichen Handschellen heraus zu schlupfen verstehen. Der typisch kurze Griff der Waffe ist das Entscheidende, und sein durchgängig gleiches Mass weist zugleich den andern Einfall zurück, diese Waffen möchten etwa Kindertand gewesen sein, wie die Nürnberger Blechsäbelchen, oder Votivstücke, oder gar symbolische Ehrensäbel, wofür sie Keferstein hält, Kelt. Alterth. 1, 329.

Doch wie nun diese vorgeschichtliche Race bestimmen und woher Rathes erholen? Aus dem ethnographischen Inhalt der Sage. Unsere Sage ist, wie unser Alterthum und unser Nationalepos, frei von willkürlicher Erdichtung und unangesteckt von Theorien. Sie nimmt den Faden der Geschichte da auf, wo er in den Annalen abbricht. Aus der richtigen Würdigung der Sage hat die deutsche Archäologie selbst erst recht eigentlich ihren Ursprung genommen, jene hatte ja die Gräber und Alterthümer unsers Bodens voraus entdeckt und zubenannt, ihr glaubend

sind sie dann wirklich entdeckt und von der Wissenschaft seither in Besitz genommen worden. So hat die Sage den Menschen unserer Gegenwart mit dem der Urzeit in einen tausendfältigen Zusammenhang gesetzt. Schon von den beiden Sammelwerken der Aargauischen Sagen und der Naturmythen (beide werden hier fortan unter der Abkürzung AS. und NM. angeführt) war ein solcher pragmatischer und antiquarischer Gehalt der Mythe nachgewiesen worden. Denselben nun auch mit dem Lunkhofner Fund in Zusammenhang zu stellen, dazu ermuthigte uns besonders der Wunsch eines namhaften Forschers. Professor Desor war nämlich bei seiner fortgesetzten Ausbeutung der Pfahlbauten des Neuenburger Sees auf den Gedanken geleitet worden, ob die immer gehäuftere, von der Historie jedoch ohne Auskunft gelassene Frage über das Geschlecht der Stein- und Erzzeit nicht auch einmal an die Sage gerichtet werden könnte, und in diesem Sinne hat derselbe brieflich folgende Meldung hieher gemacht:

„Die in unserm See in der Station La Tène, einer Untiefe am untern See-Ende, gefundenen Geräthschaften weisen unzweifelhaft auf einen gallischen Stamm hin. Aus den miterhobenen Münzen scheint sich zu ergeben, dass solche so ziemlich in die Zeit der helvetischen Auswanderung unmittelbar vor Cäsar fallen. Ferner hat sich mitten unter Geräthschaften eine wohl erhaltene Münze von Claudius gefunden, woraus man schliessen könnte, dass diese Pfahlbauten aller Wahrscheinlichkeit nach bis in die römische Kaiserzeit fortgedauert haben, was durch eine ähnliche Wahrnehmung im See von Bourget bestätigt wird, wo man mitten unter den Pfählen der Station Châtillon ein Gefäss mit römischen Münzen gefunden hat. Da nun dadurch diese Pfahlbauten in ihren letzten Stadien uns viel näher gerückt erscheinen, so habe ich mich gefragt, ob sich denn in den Sagen und Ueberlieferungen nicht irgend ein Nachklang finden liesse, den man auf diese frühern Wohnsitze auf dem Wasser zurückführen könnte? Darüber Bescheid zu geben, ist gewiss der Herausgeber der Aargauischen Sagen im Stande.“

Ich erörtere daher im Nachfolgenden die sagenhaften Volkserinnerungen, die über den Menschen der Steinzeit und der Pfahlbauperiode handeln, und führe dieselben bis an den Beginn der historischen Zeit. Dabei wird zur Erklärung der Abkunft unserer Lunkhofner Grabhügel folgendes Programm festgehalten:

1. Die Urrace der Pfahlbauer hat den Grossen Heidenhügel angelegt; Erweis: die Steinkugeln, der Steinteller.

2. Das Geschlecht der Bronzezeit hat den Bau dieses Hügels fortgesetzt; Erweis, ausser dem Schädel- und Skelettypus: die Ringmünzen mit ihrer zink- und bleifreien Bronze.
3. Die Eisenzeit hat den Hügel geschlossen; Erweis: die eiserne Radschiene.

Coordinirt sich die vorhandene Sage dieser angegebenen Ordnungsfolge zwanglos, so leistet sie eben das ihr Zugemuthete und bewährt sich als eine brauchbare Quelle für die Geschichte des grauen Alterthums. Wie man das grobe Gestein chemisch auf seine Bestandtheile untersucht, so folgt hier zuerst eine sprachliche Analyse der ältesten Namen des Zwergenvolkes, die selbst sprachliche Petrefakte der von ihnen repräsentirten Steinzeit sind. Mit einer bis heute ausdauernden Gedächtnisskraft schildert die Zwergensage das Dasein der primitiven Menschenrace, deren Gestalt, Körperfarbe und Tracht, deren Wasser-, Höhlen-, Hügelbauten und Artefakte. Den Untergang dieses Geschlechtes setzt die Sage übereinstimmend als eine historische Thatsache fest, die zu Folge der dabei angegebenen besondern Umstände in der Periode der ersten Eisenzeit eingetreten ist.

Um zu diesen Ergebnissen vorzudringen, ersuchen wir den Leser, uns durch einige linguistische und mythologische Erläuterungen hindurch begleiten zu wollen.

Da alle Urbevölkerung ohne Wissen über ihre Herkunft ist, so ist es ihr gemeinsamer Glaubenssatz, sie sei aus dem Boden, den sie inne hat, selbst entsprungen und autochthon, und diese Grundlehre der Urreligionen, die von der passiven Race übergeht auf die active, von den unterdrückten oder verdrängten Völkern auf die Unterdrücker und Eroberer, lautet einmüthig: der Weltschöpfer, dessen ursprünglichstes und gediegenstes Werkzeug der Stein gewesen, habe aus demselben auch den ausdauernden Menschen geschaffen. In der Entwicklungsgeschichte der Menschheit liegt es als ein Gesetz der Nothwendigkeit, dass wir alle Völker, edle und unedle, fortschreitende und stillstehende, an dieser Lehre Theil nehmen sehen, und zwar um so bestimmter, je älter sie sind oder je weiter zurück der Einblick reicht in ihre Mythe und Sprache. Wer eine solche Tradition all zu geistlos nennen will, der übersieht, dass der Gebrauch des Steines dem Menschengeschlechte zur allerersten Lebensbedingung, zur Gewinnung des Feuers verhelfen musste. Diesen Hergang und was sich zunächst daran knüpft, schildern uns die Mythen.

Die Zwerge der Edda entstehen aus dem Erdleibe des erschlagenen Urriesen und werden „die Steinentstiegenen“ geheissen. Ihr Geschäft ist, die Waffe des Donnergottes zu schmieden, den Hammer, und der dabei besonders betheiligte Zwerg heisst davon Sindri, d. h. der Feuerstein. Diese Anschauung geht durch die Sprachen der alten und der neuen Welt. Im Frickthaler Jura hört man rund durchlöcherte Steine Strahl, d. i. Blitz nennen. Die afrikanischen Neger vom Akra-Stamme zeigten dem Reisenden Bosmann einen Stein vor, den sie für ein Ueberbleibsel des Blitzes hielten und Donnerkeil nannten. Klemm, Kult.-Gesch. 3, 359. Die südamerikanischen Waldindier vom Botokuden-Stamme nennen die Steinaxt aus Nephrit Caratú, die Brasilianer Corisco, Donnerkeil, weil sie glauben, dieser Grünstein falle bei Gewittern vom Himmel. Brasilianische Reise des Prinzen Max v. Wied 2, 35. Findet der Schotte solche Steinbeile, so schreibt er sie den Zwergen zu und nennt sie darum elfflint, Flinsstein der Elben; elfbolt, Zwergenbolzen. Grimm, Myth. 429. Irische Elfen-M. XLV. Der Name des polnischen Hausgeistes Iskrycki bedeutet Feuerstein und Funke (Myth. 480), wie die in den Bergrunsen Vorarlbergs und Tirols hausenden Erdmännchen Fenggen, Rutschifenggen und Fankerln heissen, nach den aus dem abrutschenden Gestein fahrenden Feuerfunken. Hier wohnen sie zugleich an Tischen und Bänken aus Marmelstein im Rutschifenggaloch, und zu Saas in Graubünden empfängt man auch die kleinen Kindlein aus einem solchen Fänkenstein. Vonbun, Beitr. 51. 61.

An diesem aus dem Stein geschlagenen Prometheus-Feuer entwickelt sich die ganze Geschichte des primitiven Haushaltes, von der Niederlassung an bis zum Familien- und Gemeindewesen. Der auf dem Tegerfeldner Ruckfelde hausende Zwerg heisst Hans Hauenstein und betreibt schon die Zucht des Schmalviehes. In der Zwergenhöhle zu Effingen (AS. 1, no. 185) zeigt man Thüre, Tagloch, Tisch, Sitzbank und Backtrog, alles von den Wilden Frauen mühsam in Stein gehauen; ein nächster Spitzfels mit rundlichem Steinklotz dabei hat ihnen als Kunkel und Spinnwirtel gedient. Dies erinnert an die von Homer genannte Bucht von Ithaka, wo einst die Nymphen eine heilige Grotte bewohnt hatten, in der noch ihre Krüge und Webstühle zu sehen sind, jedoch alles aus Stein gemacht. In der deutschen Sage haben diese „Felsenjungfrauen“ bis jetzt ausgedauert (Naturmythen 164), und ihr Sagenkreis reicht vom Berner Simmenthale bis an die nordslavische Sprachgrenze. Am kurischen Ufer der Düna bei Stabben nennt der Lette einen

ragenden Felsen das Felsenmütterchen, und das Volkslied, zu lesen in Kruse's Ehstnischer Urgeschichte 170, singt von ihr, sie webe in ihrer Höhle Brautschleier und helfe den von der Adelsherrschaft überbürdeten Spinnmägden bei der Lichtarbeit nach. Sogar ein steinernes Salzfass will man in der bei Laufenburg liegenden Zwergenküche mit ausgegraben haben (NM. 110), wie man in der Erdmännchenhöhle bei Gippingen am Fullerfelde die steinernen Kornquetscher wirklich auffand, mit denen die Zwerge die vom Halm gerauften Aehren ausgekörnt haben sollten (AS. 1, 281). Auch eine kleine Gattung von Sand- und Roggensteinen, die sich durch ein zirkelrund ausgewaschenes Loch auffällig macht, wird allenthalben für die Quetschmühle des Zwergenvolkes angesehen; man nennt sie in Schweden aelfquarnar, Elbenmühle, in England holy- und holedstones, in Schottland elfmills, bei uns nach dem Namen des gespenstischen Schrattes und Toggelis Schrätteli- und Toggelistein. Oertliche Felsen und Waldklüfte nennt man Heidenküche und Ofen, weil hier die Zwerge abgekocht und Brod gebacken haben (AS. 1, 336. NM. 123), und die dabei entdeckten irdenen Todtenurnen gelten als Zwergentöpfe. Da man bei solchen Felsblöcken alte Aschenplätze findet, so erzählt man von einem derartigen im Gademer Thale (Wyss, Bern. Oberland 320), die Wildheuer hätten den Felsstein heimlich glühend werden lassen und hierauf die Kohlen wieder weggefegt, bis das kleine Volk, das hier zu rasten pflegte, sich jämmerlich das Gesässe verbrannte; also genau so, wie es vom Erdmännlistein bei Wohlen heisst, in seiner Kluft habe man die Zwerge lebendig verbrannt. AS. 1, pag. 290. Im südwestlichen Deutschland heissen derlei Waldfelsen der Wilden Frauen Gestühl, der Wilden Frauen Haus; vgl. Wolf, Hess. Sag. 86. Wie altgeschichtlich und dokumentirt manchmal ein solcher Localname sein mag, dies ergiebt sich aus der Markbeschreibung des Klosters Salmünster, wo eine Grenzbestimmung lautet: ad domum uuildero uuibo usque ad Delebrunno. K. Roth, Kl. Beitr. München 1852. 1, 231. Gelten dieserlei erratische Blöcke oder Burgfelsen als die von Wilden Männern und ihren Weibern häuslich eingerichteten Wohnplätze, so ist es ein geringer Schritt, sie auch zu den Geburtsstätten zu machen, aus denen das Zwergen- und das Menschengeschlecht zusammen immer neu hervorgeht. Als diese Vorrathskammer von noch ungebornen Kinderseelen heisst man sie Titisteine, Kleinkindersteine. Ein solcher ist bereits erwähnt als im Aufwege liegend zum Gräberwalde von Lunkhofen; ein gleicher ist der thurmförmige Kalkfelsen bei Wölflis-

wyl im Frickthal, in dessen Innerem der Kleinkindertrog steht. Donnert es vom Berge her, so pflegt man dorten solchen Leuten, denen eben ein Kind gestorben ist, zum Troste zu sagen: es ist wieder ein Stein von der Grossfluh los geworden, jetzt kann die Hebamme wieder ein anderes herausholen. Zweierlei solcher Kindertröge stehen im Burgfelsen zu Tegerfelden; aus dem einen empfängt dorten die Ammenfrau die Neugebornen, in den andern nimmt die verzauberte Schlossjungfer die unmündig Verstorbenen wieder zurück. Ja in eben diesen Klippen und Wänden verschwindet das von den Menschen verfolgte Zwergengeschlecht schliesslich für immer, wie es AS. no. 183 von den Erdmännchen auf der Ramsfluh heisst: in die Kräche (Schluchten) hend se si verschloffe, tief îe i d'Geifsflueh hindere.

Nachdem diese Zwergensagen seit Jahrhunderten unverändert im Volksmunde forterzählt worden und von den Gebildeten als abstruser Volksaberglaube verschrieen waren, kommt die nun aufblühende einheimische Alterthums-Wissenschaft dazu, sie Zug für Zug als die faktische Geschichte der primitiven Menschheit zu bewahrheiten. Seit man im J. 1854 bei Meilen die ersten Pfahlbauten im Zürichsee aufgefunden, hat man unter den dortigen Artefakten eben jene steinernen Kornquetscher mit erhoben und erkannt, von denen die unverstandene Zwergensage so hartnäckig berichtet hatte. Die unterirdisch gelegenen Feuerherdstellen und Wohnstätten sind in der Schweiz zu Windisch, zu Ober-Winterthur und am Ebersberge bis zu einer Tiefe von 6 Fuss unter dem heutigen Ackerboden aufgedeckt worden, überall versehen mit dem Hausrath von Steinkugeln und Mahlkieseln. Diese von Dr. Ferd. Keller veranlassten und wissenschaftlich geleiteten Ausgrabungen stehen zugleich in den Zürch. Antiq. Mittheilungen von ihm beschrieben, und kein Unterrichteter bezweifelt mehr, dass das Menschengeschlecht der Steinzeit seine Kornfrucht auf dieselbe Weise am Feuer röstete, zwischen Hohl- und Quetschsteinen zerrieb, auf dem steinernen Feuerherd zu Fladen buk, wie dies Alles von der Sage bereits vorberichtet war, noch ehe solche Herde und Kornquetscher aus den Heidengräbern hervorgezogen, solches Korn und solche Kuchen zu Robenhausen und Wangen aus den Pfahlbauten erhoben waren. Sogar die Schädel und Knochen des angeblichen Zwergenvolkes hat man in verschütteten oder halbgeschlossenen Berghöhlen neben den mit Steinwaffen aufgespaltenen Markknochen ausgestorbener Thiergattungen wieder entdeckt. Eben jene vorhin genannte Ramsfluh, in welche die Erdmännchen auf

immer vor den Verfolgungen der Menschen verschwanden, ist so zu einer ethnographisch belangreichen Oertlichkeit geworden. An ihrem Fusse, wo die Standstelle eines geschichtlich alten Heilbades mit einer Kapelle gewesen war, hat man in den Dreissigerjahren bei Errichtung des neuen Wirthschaftsgebäudes neben Thierknochen eine Menge Menschenschädel ausgegraben, die seitdem durch die von His und Rütimeyer vorgenommenen Messungen unter dem Namen der Erlinsbacher Schädel eine kraniologische Species geworden sind. Es hat also der Name des zu Waffen und Geräth zugehauenen Feuersteins, der Name von örtlichen Höhlen und Findlingsblöcken jenes zwerghafte Menschengeschlecht der Urzeit bereits voraus benannt, noch bevor Natur- und Alterthumsforschung zum Namen nun auch die Sache selbst aufgefunden haben.

Ein anderer Collectivname des steinentsprungenen Zwergenvolkes ist Schrat, ein Wort höchsten Alters, gleichmässig durch die deutschen, slavischen und finnischen Sprachen gehend. Das Schrättlein ist jener Alp, welcher Menschen und Stallthiere im Schlafe drückt und gegen den man die vorerwähnten Steine von natürlicher Durchhöhlung an Thüre und Kindswiege hängt, „den Schrättels-, Alp- und Drutenfuss, den Krotten- und Kuhstein". Das Alter dieser Vorstellung erhellt aus einer St. Galler Glosse des 10. Jahrhunderts in Hattemers Denkmal. 1, 243, welche schreibt: pilosi (die Ueberhaarten), incubi (die Aufhocker), monstri (Unholde), id est maera (die Nachtmahren), scrazza. Der Schratz ist also alles dieses zusammen gewesen. Sein ursprüngliches Gebiet sind Felsen und Gebirge, jene vielfachen Schrattenfelder und Schrattenfluhen, deren montanistisch namhaftesten im Entlebuch und im Kt. Schwyz gelegen sind. Schratzensteine, Schrätzellöcher, Rätsellöcher sind nach Panzer (Bair. Sag. 1, pag. 106. 111) jene örtlichen Felsen der Oberpfalz, unter denen die Kleinen Leutchen wohnen sollen; um Dinkelsbühl nennt man sie Rettele. Meier, Schwäb. Sag. pag. 173. Die auffallenden Windungen im Bau der Felsenwände des Berner Hasli- und Lenkthales nennt man daselbst Rätzliberge, Rätzlilöcher, auch sie haben mehrfache Höhlen mit localen Zwergensagen. Räzel und Haarhammel heisst in Strassburg das dortige Stadtgespenst (Stöber, Elsass. Sag. no. 244) und bezeichnet zugleich einen Menschen mit eng an einander stossenden, buschigen Augenbrauen, dem desshalb die Gabe der Geistersichtigkeit beigemessen wird. Noch aus seiner Strassburger Studentenperiode entnahm Göthe (Wahrh. und Dichtung Bd. 25, 228) diesen Ausdruck zur Bezeichnung seines damaligen Universitätsgenossen

Meyer. Die Südslaven nennen den Berggeist scrat (Vernaleken, Oestreich. Myth. 240); die Inselschweden den bösen Geist skrat; die diesen benachbart wohnenden Ehsten, deren Sprache das Sk vermeidet, sprechen krat, die heutigen Lappen erzählen von einem auf seinen unterirdischen Schätzen ruhenden Gott Kretti; finnisch ist skrátan der Teufel, altböhmisch scret der Hausgeist. Diese ganze Namensreihe leitet Hanusch, Slav. Myth. 301, ab von russisch-polnisch skryti, die Verborgenen. Russwurm, Eibofolke 2, pag. 241—248. Somit ist der Schrat nach seiner unterirdischen Wohnung der Dunkle und Schwarzhaarige genannt und verwandelt sich als solcher in den Dämon und Teufel.

Die Aufzählung so vieler Namensformen eines blossen Gespenstes wäre nicht der Mühe werth, würde sie uns nicht sprachlich auf eine von Hautfarbe dunkle, thierisch behaarte, zwergisch kleine Urbevölkerung des Nordens führen, von deren Existenz zugleich historische Notizen auf uns gekommen sind. Es ist das heutige Volk der Nordpolar-Nomaden, das die entdeckenden Normannen Skrälinger und Blaumänner nannten. Diese finnischen Stämme hatten noch im ersten Jahrhundert unserer Zeitrechnung so tief herab sich verbreitet gehabt, dass sogar noch Tacitus von ihrer Lebensweise eine sehr anschauliche, zutreffende Nachricht giebt und sie als die nördlichsten Nachbarn der Germanen beschreibt. „Bei den Finnen (Fenni) — sagt er, Germ. c. 46 — herrscht wunderliche Wildheit und schmutzige Armuth; sie haben keine Waffen, keine Rosse, keine festen Wohnstätten; dagegen Felle zur Kleidung, Pfeile aus geschärften Knochen, und statt der Häuser nur ein Flechtwerk zum Schlupfwinkel gegen wilde Thiere. So leben ihre Weiber und Kinder, ihre Jünglinge und Greise; sie haben es noch nicht einmal bis zu einem Wunsche gebracht.“ Als nun die Isländer unter Gunbjörn im J. 876 zuerst Grönland entdeckten und auf die eingebornen Eskimos trafen, hielten sie diesen kleinen Menschenschlag, $4^1/_2$ Fuss hoch, dickköpfig, schlitzäugig, nicht in Hütten, sondern in Erdhöhlen wohnend, in Pelzen steckend, schwarz von Haut und Haar, weil berusst von stetem Höhlenrauch, für Unterirdische und nannten sie Skrälingjar. Es begann ein gegenseitiger Vertilgungskampf, dessen der heutige Polarmensch noch gedenkt, indem er erzählt, wie damals die Ausländer, diese von Hunden abstammenden Kablunät, vom Grönländer alle niedergemacht worden seien. Allein man weiss das Gegentheil. Die Isländer hatten sich ein Jahrhundert später schon bleibend auf Grönland niedergelassen und im J. 998 das Christenthum daselbst ein-

geführt. Das Loos der Eingebornen war ursprünglich ein äusserst hartes, einige wurden an nordischen Fürstenhöfen wie wilde Thiere zur Schau gehalten und der Verbrecher verurtheilt, mit ihnen zu kämpfen. Lachmann, Sagaenbiblioth. 208. Ihren Namen Skrälingjar hilft uns die Sprache der heutigen Inselschweden nach Russwurms Glossar zum Eibofolke erklären. Die Schlucht und das geheime Schubfach nennt der heutige Inselschwede skräwa; rauh und ungehobelt ist skräwlot; der Schuh aus Seehundsfellen heisst skräwling. Das auffallend unförmliche Schuhwerk der Eskimo wurde also hier namengebend; dasselbe besteht nämlich aus folgender vierfacher Zusammensetzung. Um den Kniestiefel aus Wildfell bindet man Ueberschuhe, darüber werden wasserdichte Seehundsstiefel gezogen mit einem abermaligen Paar Ueberschuhen, welche lappenförmig den Vorfuss freigeben, über der Spanne zusammengebunden und unter der Sohle mit aufgenähten Serpentinsteinchen gegen das Abnutzen besetzt sind. Nach diesem behaarten Klumpfuss hiess man den Polarmenschen Schrätling, nach der dunkeln Tracht und Hautfärbung aber Blaumann, blåkman.*) Altnordisch ist blåk schwarz, neuisländisch Blåmenn der Unhold (Maurer im Glossar zu den Isländ. Sagen) wie nhd. Blaubart, frz. barbebleue. Es ist auffallend, dass Blau auch in unserm deutschen Volksglauben noch in demselben Verrufe steht. Der Mann mit der blauen Mütze, mit dem blauen Mantel, der Blaustrumpf ist der Teufel (Wolf, Niederl. Sag. no. 448. Bauernphilosophie, Passau 1802. 1, 171). In blauen Zipfelkappen besuchen die Jurazwerge den Dorfmüller; in blauen Ueberhemden bringen sie dem Pflüger Brod und Kuchen auf's Feld; in blauen Hosen umreitet der Zwerg Stiefeli das Klosterfeld: AS. 1, pag. 276. 282. 301. Auch hievon entgeht uns die geschichtliche Anwendung nicht, und der Schuh der Skrälinger spielt dabei wieder seine Rolle. Es erzählt nämlich Saxo Grammaticus VII, 195 ausführlich, wie der dänische Königssohn Alf auf seinen Seefahrten an die Küste der Blakmannen verschlagen und hier, als die Winterkälte sein Schiff mit Eis umschloss, von den Eingebornen mit überlegener Macht angegriffen wurde. Doch da er seine Leute die Schuhe gleichfalls mit Harz und Sand überziehen liess, damit sie auf dem schlüpfrigen Eise dem Feinde fest entgegen treten konnten, wehrte er den Angriff ab und entkam mit seinem Schiffe

*) Herodot nennt das letzte über den Grenzen der Skythen wohnhafte, sehr zahlreiche Volk des Hochnordens Melanchlänen, Schwarzkutten.

in eine Bucht von Finnland. Hieraus erfährt man, dass man zur Zeit Saxo's von Finnland nordwärts steuernd zu den Blaumännern gelangte, welche die Eisküsten des botnischen Meerbusens in Seehundsschuhen begiengen. Die Blaumänner und Skrälinger sind also dasselbe Volk, und den ältesten Berichten über dasselbe stimmt auch der neuzeitliche Gräberfund merkwürdig bei. Die von Nilsson untersuchten und beschriebenen Skelette aus den „Urgräbern" Skandinaviens und die von Lisch in den Meklenburger Torfmooren aufgefundenen „Autochthonenschädel" (Meklenb. Jahrb. 14, 301) zeigen einen Bau, der in keiner Art mit demjenigen anderer Stämme verwechselt werden kann. Der Schädel ist klein, kugelförmig, von der Kronnath in zwei gleiche Theile getheilt, wovon der hinterste breiter als der vorderste ist; Kinnbackenknochen und Nasenbein ist weit vorstehend, das Gesicht klein, der Nacken kurz, die Stirne auffallend niedrig und sehr zurückgeschoben. Sie finden sich nur in Gesellschaft von Geräthen aus Stein und Knochen, nie bei metallenen. Ihre Vergleichung mit authentischen Schädeln von noch heute im Hochnorden lebenden Volksstämmen hat ergeben, dass erstere denen der Lappen, vulgo Finnen, bis auf die geringste Kleinigkeit gleich sind. Man folgert aus diesen und andern sogleich weiter zu nennenden Elementen, dass die Lappen unserer Zeit der Rest des in der Steinzeit lebenden Urvolkes sind, welches durch die grösser gebaute Race der Bronzezeit theils aufgerieben, theils in die unwirthbaren Gegenden des Nordens hinaufgedrängt worden ist. Ein eigenthümliches Merkmal dieser Urgräber ist es, dass die Gerippe nicht in wagrechter Lage ausgestreckt, sondern stets in hockender, kauernder Stellung vorkommen. Auch hierüber ist man vollständig aufgeklärt. Crantz, Beschreib. von Grönland 2, 221 berichtet: Sobald ein Grönländer mit dem Tode ringt, biegt man ihm die Füsse unter die Lenden, damit das Grab desto kürzer gemacht werden kann; eine Notiz, die durch die jüngsten arktischen Expeditionen Kent-Kanes, der drei Jahre in den Polarzonen überwinterte, bestätigt und erklärt worden ist. Bei allen Polarmenschen, berichtet Kane, wird die Leiche mit dicht an den Körper heraufgezogenen Knieen in ein Fell zusammengeschlagen und so bei dem stets gefrornen Boden in ein Schneeloch gesteckt. Es wiederholt sich derselbe Brauch auch bei den nördlich wohnenden Indianerstämmen Amerika's, so dass z. B. die Waïcuri der Leiche das Rückgrat brechen, um sie rund zusammengeknebelt in's Grab senken zu können. Klemm, Kult.-Gesch. 1, 349. Je weniger Länge das Grab hat, um so mehr ist es geschützt gegen wühlende Thiere.

Eskimo und Grönländer sind sich überaus ähnlich; beide haben denselben Körperbau, dieselbe aschgraue Hautfarbe, dieselbe Tracht und ähnliche Traditionen wie der Lappe, der Kamdschadale, Aleute, oder die übrigen Polarvölker. Durch Castréns Bereisung der Altaischen Völker steht aber fest, dass die vorgenannten Volksstämme sammt den Samojeden, Jakuten, Tschuktschen, Tungusen u. s. w. zu einer und derselben Sprachenfamilie gehören, die der Deutsche gewohnheitshalber bisher die finnische genannt hat, während sie der Slave die tschudische Sprache zu nennen pflegt. Unter beiderlei Namen ist indessen ein und derselbe Sprachstamm begriffen, der tatarische, welcher unter allen Sprachen den grössten Raum der bewohnten Erde einnimmt. Vom äussersten Osten und Norden Asiens reicht er über Tibet durch die Krimm nach Kleinasien und steht mit dem magyarischen vor den Thoren Wiens; nordwestlich geht er von den Gestaden des Japanischen Meeres über den Altai, vom Eismeer an's Weisse Meer, steigt herab an das kurische Haff und erreicht westwärts Christiania. Die Sprachvergleichung erweist, dass alle auf diesem weitgedehnten Schauplatz herrschenden vielnamigen Idiome unter sich in nächster Verwandtschaft stehen, nicht zum indogermanischen Sprachstamme zu rechnen sind, dass ihr Ursitz in Mittelasien neben den Mandschu und Mongolen zu suchen ist, wesshalb sie eben nach dieser ursprünglichen Heimat die Ural-Altaischen Sprachen genannt werden. Die auffallende Erscheinung, sagt Schleicher (Sprachen Europa's 36. 118), dass der mit dem Magyaren sprachlich nah verwandte Lappe körperlich durchaus von jenem verschieden ist, findet ihre Erklärung nur in dem Einflusse klimatischer Verhältnisse, verschiedenartiger Lebensweise und Nahrung, welche auf die Körperbeschaffenheit stärker einwirken als auf die Sprache. Allein der tatarische Sprachstamm ist unter den Nationen ohne Stellung geblieben und ohne Literatur, während die Völker des semitischen und indogermanischen Sprachstammes Träger der Geschichte waren und sind. Daher das um jene Völker und Sprachen verbreitete Dunkel.

So reicht sich die Philologie und die Anthropologie heut zu Tage die Hand, die eine erforscht die Abkunft der Völkerracen aus deren Sprachbau, die andere aus dem Schädelbau, nur dass dabei die von der Sprachforschung angestellten ethnographischen Untersuchungen durch ihre Gesetzmässigkeit sicherer und rascher voranschreiten können als die der Craniologie. Es entdecken sich somit immer deutlicher die Trümmer eines zahlreichen Urvolkes, das nun zum Theil verloren an den arktischen Küsten und Inseln dreier

Welttheile klebt, während die Gräber seiner Ahnen in unserm eigenen Boden liegen, die Sage von seinem Hiergewesensein unsere eigene Landessage ausmacht und seine hier erhobenen Schädel, Waffen und Werkzeuge unsere Alterthumssammlungen bereichern. Wie diese Werkzeuge unter allen Breitegraden als die nämlichen Steinbeile und Beinpfeile erscheinen, so müssen auch die Sagen über diese Urmenschen, wo sie sich dem Gedächtnisse eingeprägt haben, überall dieselben sein und eben durch ihre Gleichnamigkeit um so glaubwürdiger werden. Es kann daher nicht auffallen, wenn die den Polarnomaden Nordamerika's zunächst sesshaften Indianerstämme in ihren Sagen über ihren eigenen Volksursprung mit unsern hiesigen Volkstraditionen übereinstimmen. Nach der Angabe der Delawaren und Jerokesen wohnte das erste Menschengeschlecht im Schofse der Erde und hatte die Gestalt von Erdschweinchen oder Kaninchen; es musste erst eine Oeffnung entdecken, um an's Tageslicht zu steigen, nahm aber den ersten Hirschen, den es jagte, wieder in den unterirdischen Raum mit hinab. Klemm, Kult.-Gesch. 2, 159. Noch Augenfälligeres berichtet der Stamm der Choctaws, der gegenwärtig noch 22,000 Seelen stark, südlich von Arkansas wohnt. Die Krebs-Choctaws, erzählen sie, jetzt unserm Stamme einverleibt, lebten früher unter der Erde in einer meilenweiten lichtlosen Höhle, sahen aus wie die Krebse, giengen auf allen Vieren, waren furchtsam und scheu, kamen durch Moder und Sumpf an's Tageslicht und kehrten auf demselben Pfade wieder zurück. Die Choctaws lauerten ihnen lange auf, doch Jene standen Niemand Rede und verschwanden immer im Sumpf. Endlich wurde doch Einigen der Rückweg nach dem Moore abgeschnitten, worauf sie den nahen Felsen zuflohen und durch die Spalten derselben verschwanden. Man brachte jetzt Feuer an die Eingänge, trieb den dicken Dampf in die Höhle und räucherte sie dadurch an's Tageslicht heraus. Man schnitt ihnen die Nägel, rupfte ihnen die Haare vom Körper und verleibte sie unserm Stamme ein; doch viele sind bis heute noch in der Erde und jener dunkeln Höhle zurückgeblieben. Balduin Mölhausen, Prairieen und Wüsten Nordamerika's, Lpzg. 1860, 24.

Auf ein gleiches Urgeschlecht von schwarzer Hautfarbe und körperlicher Missgestalt weist die germanische Zwergensage hin. Das erstgeborne Geschlecht der Svartâlfar und Döckâlfar, der Schwarz- und Dunkelelben, ist nach dem Ausdrucke der Snorra-Edda „schwärzer als Pech"; und conform wird in Zingerle's Tirol. Sagen der Berggeist das Pechmannle geheissen. In der Frickthaler

Sage (NM. 107) heisst es: „Unsere Voreltern behaupteten, die Erdmännchen seien von Asien her in unser Land gekommen, sie hätten dorten die Sonnenhitze nicht mehr ertragen können, und daher erklärte man sich's, dass ihre Gesichtsfarbe schwarz und ihr Naturell ein so äusserst träges war, denn arbeiten mochten sie durchaus nichts.“ Die Wilden Weiber zu Ormond, Kt. Freiburg, heissen im welschen Patois Feies, allein trotz dieses die Feenschönheit mit einbedingenden Namens, haben sie eine rabenschwarze Haut „wie die wilden Mohren in Afrika.“ Küenlin in den Ritterburgen der Schweiz 1, no. 28. Dieselbe Aussage lebt unter den jetzigen Ormonder Sennen noch fort und wird neuerdings durch H. Runge's Mittheilungen in Westermanns Illustr. Monatsblättern bestätiget. Die Zwerge bei Franzensbad sind schwarze Männlein (Vernaleken, Oestr. Myth. 212); die Hollemännchen sind puppenhafte schwarze Menschen (Curtze, Waldeckische Volksüberlief. S. 222); die isländischen Elbinen sind schwarzgekleidet (Maurer, Isl. Sag. 14. 17. 23); die Heidenzwerge an der Aare zu Döttingen tragen schwarze Ueberhemden, die bei Walchwil im Zugerlande sind schwarzbraun. AS. no. 223. NM. 120. Mag man dieses negerhafte Aussehen auf ihren angeblichen Wohnort in dunkeln Erdhöhlen, oder auf das ihnen beigelegte Handwerk des Erzschmiedes, Koches, Steinkohlengräbers beziehen; oder auch auf ihre Wohnstatt in Hügelgräbern und Leichenbrandstätten neben der Masse von Schwarzgeschirr und Asche, woher sie eben die Unterirdischen heissen; so bleibt doch das Specifische übrig, dass hier von der Zwergensage die Steinzeit beschrieben und mit einer tausendjährigen Ausdauer in jeder Einzelheit so vorausbenannt worden ist, wie alsdann diese für Märchen gehaltenen Dinge nachträglich substantiell aus dem Schofs der Erde und Seen ans Licht gehoben und in unsern Museen zur Schau gestellt worden sind. Aehnliches gilt auch von der Zwerge Gestalt und Mass. Der Sage nach erscheinen ihre ältesten Greise wie drei- bis siebenjährige Knaben, sie haben die quiksende Stimme eines Kindes und werden eben gross genug, um, an den Küchenherd hintretend, mit den Augen die Herdplatte überschauen zu können. Das Zwerglein Werweiss, das vom jagenden Grafen als Wildmännlein eingefangen worden, war so niedlich, dass man einen Glaskasten drüber machen liess und es auf den Schrank stellte. Das Zwergenkind, das man der Ursi von Oberhofen zur Taufe auf den Arm giebt, ist nur daumengross und sie nimmt's in die hohle Hand (AS. no. 184). Sie sind also Däumlinge, Fäustlinge, Pygmäen, Daktyle, Piperlinge. Allein zu aller

Winzigkeit mangelt noch das Ebenmass. Ihr Schädel ist dick und stirnlos, ihr Haupthaar verfilzt, ihre Augenbrauen überbüschen das Gesicht, weshalb sie eben latein. pilosi, französ. le velus, Haarhammel und Räzel heissen. Ihr Rücken ist hohl, die Füsse sind hühnerartig, ihre Hände welk und kalt wie eines Säuglings, ihre Kinder sind Kielkröpfe. Dies sind nicht etwa zusammengelesene Züge einer nach und nach erst sich ergänzenden Sage, sondern die beschriebene Gestalt ist eine alttypische, durch alterthümliches Bildwerk und noch ältere Skribenten längst verbürgte. Es finden sich in den antiquarischen Sammlungen sechs Zoll lange Bein- und Eisenfigürchen, wilde Wichtelmännchen darstellend, nackt, langhaarig, bärtig, Keulen schwingend. Ein Zapfen an ihrem untern Ende zeigt, dass man die Figur in ein Gestell einliess. Sie wurden zum Theil in Klostersakristeien aufbewahrt, z. B. zu Rheinau, woher Mone, Gesch. des Heidenth., die Figur eines solchen Kobolds entnimmt; theils kommen sie noch auf den Blechmarken des 14. Jahrhunderts vor, theils werden sie in den Knappenfamilien des sächsischen Erzgebirges seit alter Zeit aufbewahrt. Eine Reihe solcher Gnomenfigürchen ist abgebildet in Klemms Alterthumsk. Taf. 19, und wird zugleich in dessen Culturgeschichte 9, 74 in vorstehendem Sinne besprochen. Es sind übereinstimmende Porträtbildchen, die man in späterer Zeit erst zu Idolen verkehrte; wir werden ihren Originalen als den Ureingebornen der Waldkantone am Schlusse dieses Abschnittes noch geschichtlich begegnen.

Die bedeutsamsten Züge, die in dem bis jetzt Mitgetheilten das Bild des Autochthonen ausmachen, scheinen mir in folgender Charakteristik enthalten, die der jüngere Plinius lib. 7. c. 13 über die Ureinwohner der rätischen Alpen entwirft: Summae et praecipites Rhaeticarum alpium vertices partim indigenis incoluntur, nunquam conubiis aliarum gentium mixtis. Parvuli sunt, ignari et imbelles, fugaces velocesque veluti rupicaprae, quia infantes illarum uberibus aluntur. Subterraneas specus aperire solent, veluti mures alpini, suffugia hiemis et receptacula cibis. Die Geistergeschwindigkeit des Zwergenvolkes, die hier eine gemsenhafte genannt ist, stellt sich dar in dem Rennpfad Hütchens (Grimm DS. 100), worunter man eine über Gebirg und Hochwald geradhin laufende Geisterbahn begreift, oder in dem Schratweg, ein sowohl in Hessen (Myth. 447) wie auch in der Schweiz vorkommender landschaftlicher Name, der die unwegsamen Felsenpfade des Berggeistes bezeichnet.

Es ist sachgemäss, hier den Uebergang zu nehmen vom Erdgeist zum Wassergeist, vom Höhlenmenschen zum Pfahlbautenmenschen. Diesen letzteren vermag die Sage schon mit einer Art geschichtlicher Selbstgewissheit zu schildern. Denn der Troglodyte, der sich in das offene Gewässer hinauswagt, thut damit schon einen Schritt in die Welt des Verkehrs und wird also beim ersten Zusammentreffen mit dem entdeckenden Fremdvolke erkannt und entweder unterjocht oder vertilgt. Wiederum ist es die Sprache, bei der wir die frühesten Urkunden hierüber zu suchen haben.

Der Name Alp deutet sprachlich auf ein Amphibium, das entweder in den Hochgebirgen lebt: Alpes; Albania ist Name von Illyrien und von Schottland; oder abwechselnd an den Fluss- und Seebuchten wohnhaft ist: Albis, Elbe; Albula, die Tiber; franz. Aube, schwed. Elf. Die Annahme, dass die Elbe in diesem Doppelzustande leben, halb Dämonen, halb Menschen, macht ihr Dasein eher fasslich, vermenschlicht sie rascher und stellt sie darum an den Anfang der Stammgeschichten und Geschlechter-Genealogieen. Allein eben hier werden sie schliesslich als Wilde erkannt und von den Menschen ausgestossen. Der gothische Geschichtschreiber Jornandes, der um 580 die Geschichte seines Volkes nach damals noch lebendig gewesenen Sagen und Liedern erzählt, giebt uns hiefür den ersten historischen Anhalt. Als die Gothen, berichtet er cap. 24, unter ihrem fünften Könige Filimer auswandernd, ins Land Scythien kamen, stiess man eine Anzahl Frauen, die man Albrunen hiess (Aliorumnas), des Verdachtes wegen, sie seien Zauberinnen, aus dem Heere und jagte sie in die Wüste. (Des Jornandes Zauberweib Aliorumna heisst bei Tacitus Germ. c. 8 Aurinia, lies Aliruna, und bezeichnet dorten das weissagende Germanenweib.) Hier vermischten sich diese Albrunen mit den Waldmenschen, die man Faune und Feigenblattleute heisst, und gebaren das Unmenschengeschlecht der Hunen, klein, hässlich und wild, das in den mäotischen Sümpfen hauste. — Es führt hierauf Widukind in seiner Geschichte der Sachsen 1, cap. 18 dieselbe Sage folgendermassen weiter: Die aus dem Heere gestossenen Weiber flüchten in die Wälder, können sie jedoch nicht überschreiten, da jenseits die Meeressümpfe liegen. Einige von ihnen, die bereits schwanger waren, gebaren hier Kinder, von diesen wurden andere und abermals andere erzeugt, so dass allmählich hier ein grosses Volk heranwuchs, jedoch ungebildet und nach Art der wilden Thiere lebend. Viele Jahrhunderte über hatten sie nicht das Geringste von einem andern Theile der Welt gewusst,

bis einst ein fliehendes Hind den Jägern einen unzugänglich gewesenen Weg dahin zeigte. Dies meldeten die Jäger den Ihrigen, man brach auf, die Nachricht zu prüfen, durchzog den Sumpf und traf auf ein bisher nie gesehenes Geschlecht. Alles Volk entfloh aus Städten und Flecken, sobald es die an Körperbau und Tracht bösen Geistern gleichenden Gestalten dieser Wilden erblickt hatte. So blieb ihnen das Land überlassen, das Pannonien hiess, und so wurden sie hier das hässliche Stammvolk der Hunen und Avaren.

Die Erinnerung an die mongolischen Hiognu, die seit 374 über die Wolga gehen und, mit den finnischen Avaren verbündet, die Germanenstämme der Gothen, Greutingen und Therwingen überfallen, verschmolz in der historischen Sage dieser letzteren mit der Erinnerung an das Geschlecht der Pfahlbaumenschen. Beide Racen, in gleichem Grade uncivilisirt und von gleicher Hässlichkeit der Gestalt, gelten dem Germanen anfänglich als missgeschaffene Elbe, schliesslich als Waldteufel. Unter diesen zwei gleichen Namen werden sie in den Hexenprozessen des spätern Mittelalters wieder genannt und als Kinder des Teufels mit allen Häschermitteln überall aufgesucht. Die Inquisitions-Urtheile des Leipziger Schöppenstuhls, welche Carpzov in seiner Criminal-Praxis zusammentrug, enthalten in der 21., 23. und 26. Sentenz Geständnisse damals gefolterter Hexen über ihre Vermischung mit dem Teufel, wornach diese Weiber mit einem blau gekleideten fremden Mann alle Vierteljahre bis auf zehn „böse Dinger oder Elben“ gezeugt hätten, welche fingerlange, raupenhafte, schwarzköpfige Wechselbälge gewesen seien. Joh. Prätorius (Blockesberg, Lpz. 1668) theilt diese richterlichen Sentenzen mit und lässt folgerichtig die hier erzählte Urgeschichte der teufelserzeugten Hunen unmittelbar darauf folgen. Soweit ist die Sage eingedrungen in Geschichtschreibung und Rechtspraxis. Mitten durch ihre Rohheitszüge geht ein leiser Beginn erster Sitte, denn schon wird doch zugleich die Ehe, die Familie, die bürgerliche Gemeinschaft und ein sich ordnender Volkskörper vorausgesetzt: dieselben Ziele also, welchen auch die mythologischen Erzählungen über die Wasserelben zustreben, auf die wir nun übergehen.

Odhin, der Vater aller Lichtgötter Walhalls, ist zugleich auch der Stammherr der dunkeln Nixen und Wasserelbe. Er heisst daher Fornôlfr, der Elb aus fernster Zeit, der Urzwerg; und Hnikar, der Stromnix, dessen Name wiederkehrt als das Seegespenst Niko (AS. no. 8), als der Hauskobold Niggel (ibid. no. 210) und als der schwäbische und toggenburgische Fluss Nekar.

Nach ihrem steten Aufenthalte im Wasser haben sie selbst thierische Missgestalt angenommen. In Hechtsgestalt wohnt der Eddische Zwerg Andwari bei den Fischottern im Bache. Die altgallische Melusina, obschon sie durchweg die Schöne heisst, hat einen Fisch- und Schlangenleib. Das Seefräulein beim Schlosse Homburg ist niederwärts gestaltet wie ein Fisch. Baader, Bad. Sag. 1, 4. Die Donauweiber, welche der Nibelunge Hagen beim Bade beschleicht, schweben vor ihm „wie Vögel auf der Flut". Nib. 1476. Die Erdmännchen auf der Ramsfluh pflegen im Thalbache wie Täubchen zu baden. AS. 1, pag. 267. Noch heute kennt man zu Klein-Döttingen die Uferstelle an der Aare, unter welcher die Heidenzwerge des Morgens hervortauchten, um ins Dorf auf Besuch zu gehen, und wo sie sich des Abends wieder in den Strom hinabliessen. AS. 1, pag. 314. Ihr langes wasserfeuchtes Haupthaar umhüllt sie unkenntlich, sie haben grüne Zähne und essen Frösche und Kröten, eine Kost, welche ihnen schon im 13. Jahrhundert von Gervasius von Tilbury in einer besondern Erzählung seiner Otia imperialia zugeschrieben wird. Daher erscheinen die Zwerge auf der Insel Rügen, wie diejenigen auf dem Strichenberge im Jura, ferner die Grubengeister auf dem Harze und die Wasserjungfern an den Schwarzwälder Seen, alle zusammen als Kröten, und unter dem dreimaligen Kusse ihres Erlösers verwandeln sie sich eben so oft in Kröte, Schlange und Drache. Um die Missgestalt des Schwanen- und Gänsefusses zu verdecken, tragen sie lange dunkle Ueberhemden oder ein Gewand, welches Hut und Mantel in einem Stück und bekannt ist unter dem epischen Namen der Tarnhaut und des Tarnhutes. Dieses sie unsichtbar machende Kleid ist der über ihrer Wasserwohnung lichtlos lagernde Seenebel, in welchem sie auf einem winzigen Kahn sich der Nachforschung entziehen. Dieses Schiff ist nach der Eddischen Beschreibung eines der Wunschdinge, welche die Zwerge dem Gotte Freyr verfertigt haben; es geht zu Wasser und zu Lande, lässt sich zusammenfalten wie ein Tuch und dient zugleich als Schwimmschuh, weshalb es Skidbladnir heisst, das Schuhblatt. Solche Schwimmschuhe tragen die zu Kadelburg und Dangstetten am rechten Rheinufer hausenden Höhlenzwerge und legen sie an, wenn sie nach Zurzach hinüber gehend den dorten brückenlosen Rhein passiren: „Diese Schuhe waren vorne und hinten geschnäbelt und hatten das Aussehen eines kleinen Weidlings." NM. 114. Eben daher stammen auch die Namen der Zwergenkönige Nibelung: der durch Seenebel Hinsteuernde; und Schilbung, der auf dem Rinden-

kahn (Schelfe) Fahrende. Beide sind die Unterkönige des im Nibelungenliede und im mhd. Gedichte Otnit genannten künec Alberich, des Elbenbeherrschers. Denn schon gilt bei ihnen die Einherrschaft, wie dies vom Epos des deutschen und romanischen Mittelalters übereinstimmend aufgefasst wird; der altfranz. Roman des Hüon von Bordeaux kennt ein royaume de la féerie und einen roi d'Auberon, welcher eben der Nibelungische Zwergenkönig Alberich ist. Andere ihrer Häuptlinge heissen Goldemar und Laurin. Stehen sie unter einer Feenkönigin, so heissen sie gallisch Fairys, glarnerisch die Fayer, in der Lausitz die Vensmännel (Wolf Ztschr. f. Myth. 4, 217), österreichisch die Fenesleute (Vernaleken, Mythen 23). Sind sie unterthan der Fürstin Hulla — isländisch hul ist Decke, Hulla ist die Unterirdische —, so heissen sie auf den Färöern das Hulduvolk, in Schweden und Island das Huldravolk, in Deutschland ebenso die Hollemännchen, Hollepöpel, das stille, das kleine, das Kirchenvolk (in das gleiche Kirchspiel gehörend), die Leutchen, die Heidenleute. Unter einander betiteln sich ihre Frauen gegenseitig Muhme, wie die badenden Meerweiber Siglint und Hadburg thun, Nib. 1479. Sie leben also in Sippschaften, heben ihre Verwandtschaft mit fühlbarem Familienstolz hervor und sind bereits unter einheimischen Fürsten zum geordneten Stamm zusammengewachsen. Es beginnen die Anfänge einer ursprünglichen Cultur, über welche hunderterlei Sagenzüge im Tone befriedigten Glückes erzählen. Wir wollen uns nur aufs Nöthigste beschränken.

Das schmutzige Fischervolk, dessen Einbäume man in den Pfahlbauten des Bieler und Neuenburger Sees erhoben hat, hat sich durch das Jägerleben zum Hirtenleben hinaufarbeiten müssen, wie dies die sogenannten Heidenküchen zeigen, jene unter dem heutigen Culturboden aufgedeckten Wohn- und Feuerherdstellen, die eine grosse Menge Knochen des wilden und zahmen Schweines ergeben, nie aber Knochenreste von Rindern. Es stimmt dies überein mit dem heftigen Verlangen der Zwerge nach Schweinefleisch und nach stark mit Schweinefett geschmalzenen Speisen, sowie mit der wiederholten Angabe, dass sie sich beim Schweinemetzeln auf besondere Metzgerkunstgriffe verstanden hätten. AS. 1, pag. 337. NM. 121. So wie sie nach der Eddischen Erzählung eine Schweinshaut in die Esse legen, um daraus den Goldeber zu giessen, so ist es auch ein stehender Zug der neuzeitlichen Sage, dass sie auf einem Eber angeritten kommen. Es deutet dies auf die Periode der Urzeit zurück, da das Schwein vorzugsweise das

Stallthier ausmachte und die Kuh noch nicht gehalten war. Stempelt daher die Sage die Zwerge zu Hirten, so giebt sie ihnen anfänglich nur Schmalvieh zu und nennt sie darnach Geisser. Dieser Armuthszustand hält so lange an, dass sie darüber selber geissfüssig und schlappohrig werden (NM. 106). Unser ältester Zoologe Conrad Gessner (1550) giebt in seinem Thierbuch (Ausgabe von 1606) im Abschnitt der Vierfüssler, Blatt 10, eine besondere Abbildung von diesen „Geissmannlinen". Sie gehen in Hirtenhemden einher, über die das Täschlein mit dem Lecksalz geschnallt ist, und verschenken Gemsen- und Geisskäschen; mithin bedürfen sie zum Käsen und Fleisch-Einpökeln des Salzes, wozu ihnen die Sage eigene Salzquellen giebt und sie so zu Salinenleuten macht (AS. no. 224). Von diesem wichtigen Besitz hinweg kann der Zwerg ein Vieh züchtender Aelpler werden, weshalb er nun die Zwergenkuh besitzt, an welcher das zum Braten ausgeschnittene Fleisch immer frisch nachwächst (NM. 122); er kann aber gleichzeitig ebenso auf die Entdeckung der Metalle kommen, ein Steinmetz und Grubenmann werden, weshalb er Hämmerlein, Erdschmiedlein, Heidenschmied heisst, AS. 1, no. 476. Alsdann vertauscht er das Hirtenhemde mit dem ledernen Knappenkleid, und sein Wohnort in den Felsen heisst darauf in deutschen Landschaften der Ofen, in romanischen las foras dal las Dialas (AS. 1, pag. 336), d. i. der Schmelzofen der Licht- und Feuerzwerge. In diesen Schachten brennen beständig acht Kerzen (AS. no. 194), wie es auch vom Saale des Zwergenkönigs Alberich heisst: vil kerzen was enzündet. Nib. 473. Nächte lang spielt der Kobold beim Dorfschmied mit Hammer und Ambos, wie schon der Monachus Sangallensis erzählt, der 885 starb. Sie werden Messerschmiede und Schwertfeger, NM. 116. Der von ihnen gegossene Pfeil ist das Alpschoss, schottisch elfshot; an diesem Jagdpfeil steckt augenblicklich alles gejagte Wild. Mit der Erweiterung der Viehzucht und der Vervollkommnung des Metallgeräthes beginnt auch der geregeltere Ackerbau. Die Etschroggenfladen und Rahmkuchen aus der Zwergenbäckerei überduften eine ganze Ackerstrecke und werden dem Pflüger auf die Pflughörner gelegt. Ihre Staub- und Rändelmühle geht Tag und Nacht, eine solche liegt noch im Thälchen bei Bex, le moulin de la poussière, NM. 133. Die Erdmännchen zu Rued und zu Mellikon beziehen des Junkers Zehentscheune und werden da Kornschaffner. AS. no. 209. 210. Sogar vom Obstbau ist die Rede; nach den süssen Cyperpflaumen heissen die Zwerge Cypärtli, ihren selbstgekelterten Most

bringen sie den Schnittern aufs Feld. AS. 1, pag. 281. In gleichem Masse veredelt erscheinen nun auch die Wilden Weiber. Vorher waren die Ragsteine auf den Kegelgräbern ihr Spinnwirtel gewesen, und diese Pfeiler heissen daher in Frankreich Quenouille à la bonne femme; jetzt sind ihnen die herzförmig ausgeschnittenen Luftlöcher im Sitzbrett jeder Stubenbank gross genug, um ihren Rockenstiel darein zu stecken. Da besuchen sie den Heimgarten der Dörfer und lehren den Flachsbau. Droben auf sonniger Berghöhe trocknen sie die Flachsbollen auf weissen Tüchern, um sie dem bescheidenen Finder in pures Gold zu verwandeln; der habsüchtig und frech Zugreifende aber schleppt sich damit die Flachskröte, die Flachsjungfer, das Kudermännlein, lauter unabtreibbare Plagegeister, ins Haus. Dies sind die befriedigenden Zustände, die mit der Entdeckung und Handhabung der Metalle eintreten. Der Grieche schrieb den gleichen Erfolg im Betrieb des Bergbaues den vorhellenischen zwergenhaften Kunstschmieden zu, die er die Idäischen Daktyle, Kureten, Kabiren, Telchinen und Pygmäen nannte, und die schliesslich in dem einen Namen des Gottes Hermes aufgiengen. Der Römer übertrug den Anfang der Metallurgie und des davon abhängigen Ackerbaues auf den althetruskischen Erdzwerg Tages, welcher der Landessage zufolge zu Tarquinii aus einer Ackerfurche ausgepflügt worden in Gestalt eines Knaben, aber ausgerüstet mit der Weisheit des Greises.

Aber mit dem umfassendsten Erinnerungsvermögen hat sich dieser mit der Bronzezeit gemachte grosse Culturfortschritt erst der nordischen Dichtung eingeprägt, weil sie unter der Ungunst des rauhen Himmels und in der winterlichen Abgeschiedenheit die überstandenen Mühen zugleich am längsten fortempfinden musste. Darüber erzählt das finnische Epos Kalewala in seiner zweiten Rune also:

Als die Erde erschaffen und besäet war, wuchsen alle Bäume hundertwipflig empor und liessen den Ackersamen nicht aufgehen. Der Wald vergönnte der Sonne nicht zu strahlen, dem Monde nicht zu leuchten, der Fisch selbst mochte nicht schwimmen im lichtlosen Meere. Da hob sich aus dem Gewässer eine neue Heldenkraft hervor, ein Zwerglein von der Höhe einer Weiberspanne, von der Länge eines Mannsdaumens. Mit dem Beile, das er trug, erreichte er nur die Höhe eines Rinderfusses. Aber aus Kupfer war dieses Zwergleins Beil, aus Kupfer sein Leibgurt, sein Handschuh, sein Stiefel und Hut, aus Kupfer war Alles an ihm. Dieses Knäblein

war das damals noch namenlose Erz. Schon im Wasser wuchs es gross, mit drei Schritten kam es ans Land, mit sechs Kieseln wetzte es sein Beil, als wären's sieben Schleifsteine, und mit drei funkensprühenden Hieben hieb es den Baum der hundert Wipfel um. Wer einen Zweig davon pflückte, pflückte sich Dauer im Glück, wer vom Laube nahm, erlas sich dauernde Freude und aus dem Wipfel Zauberkunst. Sogar der einzelne Span bekam Flügel, einer fiel ins Meer und schwamm als Meerschiff nach Norden, einer flog im Winde als Schützenpfeil den Nordlandshelden zu. Nun waren die vier Weltenwege wieder offen zum Sonnenauf- und Untergang, und angeschwommen am Strande kamen sieben Gerstenkörner, aufzulesen zur Aussaat. Als der Held Wäinämöinen sich auf den Säemannshandgriff besonnen, der ein Abbild ist von der Hand des allmächtigen Gottes Ukko, säete er betend die sieben Körner aus. Und als er nach einer Woche das Feld umgieng, sass der Kukuk des Frühlings da und sprach: der Waldstrich ist verschwunden, Alles ist ein Feld geworden, wesshalb wurde denn allein diese Birke hier stehen gelassen? Desshalb, erwiederte darauf der Säemann, dass du selbst einen Platz hast zu deinem Liede. Rufe nun, lieber Kukuk, Morgens, Mittags und Abends. Singe mir mit deiner Stimme von Silber- und von Zinnklang, singe den Wachsthum in den Wald, den Reichthum in den Seestrand und den Kornsegen in den Ackerrain.

So spricht das beginnende Bronzezeitalter seine Zufriedenheit über die neu erworbene Cultur aus. Zweierlei Stämme und Racen haben sich friedlich geeinigt, sie beschenken sich gegenseitig mit ihren Errungenschaften, und die Mythe erzählt es in anmuthigen Sinnbildern. Die Zwerge sind altersweise und kindergut, die Elbinnen mütterlich lieb und jungfräulich reizend; der Mensch wird ihr Zögling, ihr Freund und Blutsverwandter, er geht Ehen ein mit der Moosjungfer oder Wasserfrau, zeugt Kinder mit ihr und freut sich des wachsenden Wohlstandes. Nach dem Geistergeschlechte des Nibelung benennen sich alte Dynastien; Geschlechter des deutschen Reichsadels, wie die westfälischen Hardenberge, führen ihren Stammbaum auf den Elb Goldemar zurück (Myth. 477). Nun braucht der Nix das Mädchen nicht mehr vom Strande zu entführen, die Wasserfrau wird nicht mehr den badenden Knaben grausam in die Tiefe ziehen oder das Menschenkind aus der Wiege stehlen; man lebt einträchtig zusammen, man fühlt zwar den gegenseitigen Unterschied, aber man ist sich unentbehrlich und geht mit kluger Schonung über ihn hinweg. Magna est mihi consolatio,

efse cum filiis hominum, sagt der Elbe, selbstbefriedigt mit seinem neu übernommenen Hausdienste (Cäsarius von Heisterbach V, 36). Sogar „das Geissmaidli", das in der Höhle am Hasliberge lebt, ist ihrer öden Einsamkeit satt und beginnt Kiltgängerei zu treiben. Aber während sie Nachts zu einem Sennen in's Heuhaus einsteigt, lässt sie ihre Geissfüsse blicken und wird darüber verschmäht. Denn die Plumpheit des missgeschaffenen Geistes widert den Menschen an. Jedoch nicht minder häufig wird des Menschen plumpe Neugier gleichfalls die Quelle des Verdrusses und vertreibt ebenso den heimisch gewordenen Hausgeist wieder. Dieser hat dem Anwesen des Bauern gedient uneigennützig und unverdrossen, bei Tag und Nacht, als Knecht oder als Stalljunge; da streut der ungeduldige Mädchenvorwitz Asche in den Hausgang, um des Fremdlings Fussfpur drinnen zu entdecken; oder die aufdringliche Bäuerin legt ihm bürgerliche Tracht hin, damit er sich auch einmal kleide wie unser eins: und verschwunden ist er auf immer, der Mensch ist mit seiner Arbeit und Armuth wieder allein. Schon seit Jahren ist es, dass die Nixe mit dem Manne Leid und Freud, Tisch und Bette theilt, als ob es niemals anders gewesen wäre; doch irgend einmal steigt ihm gleichfalls die arme Seele auf die Zunge und er befragt die Fremde um Heimat oder Namen. Kaum ist das alberne Wort heraus, so verlässt sie unter Thränen Mann und Kinder, um nie mehr wiederzukehren.

Woraus sich dies erklären? Aus der Entwicklungsgeschichte überhaupt, einem allgemeinen Naturgesetze, dem zu Folge das Unvollkommene und Schwächliche von selbst vergeht und dem Vollkommenen Platz macht. Durch die Culturpflanze wird die wildwachsende Species, durch das gezähmte Thier das wilde, durch die höher entwickelte Menschenrace die niedere von der Erde verdrängt. Es ist nicht etwa bloss das Recht des Stärkern, es ist vielmehr der Kampf um das Dasein. Racenhass und Racenkrieg sind zwar gewöhnliche, aber doch nur vereinzelte Aeusserungsweisen dieses Gesetzes und finden eben in ihm ihre Erklärung und Berechtigung. In diesem Kampfe um das Dasein, der ja heute noch bereit ist, staatlich schon geeinigte Völker wieder entzwei zu reissen, bleiben schliesslich Kraft, Geist und Fortschritt die Sieger. Die Ueberwundenen werden nicht etwa aufgerieben in Metzeleien, denn die allergrösste Grausamkeit hätte nicht Hände genug zu so viel Todtschlägen; sie verschwinden auch nicht durch Massenauswanderung, weil überall das Land fehlt, sie aufzunehmen; sondern sie gehen in sich selbst zu Grunde, sie sterben aus, weil sie

den Bedingungen und dem tausendfältigen Wetteifer der neuen Cultur in keiner Weise gewachsen sind. Auf allen Punkten und unter allen Ureinwohnern der neuen Welt vollzieht sich dieser Vorgang unter unsern Augen. Die Gesammtbevölkerung Neuseelands, die zur Zeit der Entdeckung unter Cook (1777) 100,000 Seelen betrug, ist unter dem Schutze englischer Gesetze bis zum J. 1861 auf 56,000 herabgeschmolzen, wogegen nun 84,000 europäische Ansiedler daselbst wohnen. Man kommt also zu dem statistischen Schlusse, dass jene Eingebornen im J. 2000 völlig ausgestorben, dagegen die Kolonisten daselbst zu einer halben Million angewachsen sein werden; diese Berechnung entnimmt der Reisende Hochstetter in seinem Werke Neuseeland 1863, pag. 467, den amtlichen Quellen der dortigen Kolonialregierung. Die gleichen statistischen Missverhältnisse über die Indianerstämme Nord- und Südamerikas sind zur Genüge bekannt.

Die Anwendung hievon für unsern vorliegenden Zweck ist leicht, sie ist aber zudem auch eine durch die Tradition beglaubigte. Auf dem Punkte einer primitiven Cultur angelangt, trifft das kleingestaltige passive Urgeschlecht mit der Einwanderung der höher entwickelten kaukasischen Race zusammen, wird ihr eine Weile dienstbar und geht, als Lebensweise, Sprache, Farbe und Tracht den gegenseitigen Abstand unvereinbar zeigt, in ungleichem Kampfe unter. Die deutsche Heldensage und die einzelnen Gausagen ergänzen sich in den Erzählungen dieses Ereignisses gegenseitig. Die Zwergenkönige Schilbung und Nibelung, die ohnedies schon wegen der Theilung des Erbschatzes in Bruderzwist gelebt haben, rufen den nordländischen Siegfried als Vermittler herbei, er erschlägt Beide, raubt den Schatz und unterjocht ihre Dienstmannen. Die Kunde davon verbreitet durch alles Land der Zwerge Wehruf: der König ist todt! Unter allen erdenkbaren Namen und in der Mundart aller Landschaften wird des Königs und seiner Königin Tod angesagt. Dem Zwergenkinde, das beim Bauern zu Fils im Sarganser Lande dient, wird vom Gebirge her zugerufen, der Muggenstutz sei gestorben. Westermanns Monatshefte, April 58, pag. 32. Dieser Name redet von des Zwerges winziger Gestalt, denn Stutz ist Bein, Muckenstutz heisst Mückenfuss. Die auf der Grimsel auswandernden Zwerge klagen in die Rothenfluh hinauf: Lauf, Rebärben, der Vater will sterben! AS. no. 226. Im Gommahof ob Muschéls im freiburgischen Greyerzer Lande wird der hier in Diensten stehende Zwerg durch eine Schaar schwarz bemantelter Männchen abberufen, die fackeltragend, als ob sie einer Leiche

folgten, hinziehen und sprechen: Hans Aebi, sag deiner Frau, die Appele sei todt (mündlich durch Louis Koffél aus Freiburg). Der Tuit und die Runa sind gestorben! König Pingel und die Thorizel ist todt! heist es in Tirol (Zingerle, Sag. no. 42. 48). Der Urhans ist todt! rufen sie in Vorarlberg (Vonbun, no. 3), in der Lausitz: die alte Mutter Pump, der Deuto, die Habel, der Hippelpippel ist todt, o grosse Noth! (Wolf, Ztschr. f. Myth. 4, 216.) Die Eisch ist todt (Müllenhoff, Schlesw.-Holst. Sag. 291. 292), der Kanzelmann ist gestorben (Baader, Bad. Sag. 20). So reichen diese Namen von Tirol bis zur Ostsee, einmüthig wiederholend, wie weit das Königreich des vertriebenen Volkes und seiner Fürsten Herrschaft sich erstreckt habe. Auf solchen Ruf hin unterbricht dann die in Diensten stehende Elbin plötzlich die Hausarbeit und verlässt, „ohne nur die Schürze gewechselt zu haben, den Hofbauern; denn sie muss mit zum Leichenbegängnisse, sie hört die Glocken in Engelland klingen.“

Kann man deutlicher und zugleich empfindungsvoller über das Leid eines hinsterbenden Volkes berichten, als hier die Sage es thut. Von Stund an gehören die Zwerge zu den Todten, nicht bloss werden sie Todesboten und holen den Dietrich von Bern ab, als dieser König sterben soll, sondern sie selbst sind nun wieder die „Unterirdischen“, die Bewohner der Grabhügel, und die Edda nennt einen Zwerg Dain, d. i. Todter. So alt schon ist sprachlich die Geschichte ihres Unterganges. Und dennoch reicht die heutige Volkserinnerung noch in diese Vorvergangenheiten zurück. Einzelne Familien und Gemeinden, aber auch gesammte Landschaften gedenken jetzt noch dieses Volkes als ihrer Urahnen, hier in kirchlichem Gebete, dorten in Festfreude und Maskenscherz. Hier ist noch ein örtliches Bauerngeschlecht bekannt, das seinen ganzen Grundbesitz als den von diesen Auswanderern empfangenen Nachlass betrachtet und für sie an dem jährlich vorbestimmten Kirchentage betet und opfert. So erzählt der Graubündner Bandlin aus seiner Heimat Folgendes. So lange nun alljährlich der Eigenthümer der grasreichen Meiensässe Artachiev diesen Sommeraufenthalt bezieht, muss altem Herkommen gemäss jede Nacht eine Schale Milch und Ziger auf einem weissen Tüchlein vor die Hausthüre gestellt werden. Dies ist ein ausbedungenes Opfer an jenes grüne Männchen, durch dessen Beistand einst die Voraltern in Besitz dieser Alpe gekommen sind (Musenalmanach Helvetia 1861, 59). Unser Leser wird erwidern: Heidenaberglaube, man stellt ja auch dem Kobold und Drachen Abends Brei hinaus, damit er Nachts Geld

durch den Kamin regnen lässt! Allein da ist auch eine Almendgenossenschaft jenes gleichen Glaubens, dorten ist eine Bürgergemeinde, sogar eine Thalschaft, der halbe Theil eines Kantons, sie ehren und feiern ihn in weltlicher Lustbarkeit und in kirchlichen Festen. Wir zählen hier nur Fälle aus unsern Gegenden auf und beginnen mit der unbekannten Bauernschaft zu aargauisch Waldhausen. Dieselbe war vor Alters eine aus zehn Höfen bestehende Ganerbschaft gewesen, aus welcher Ritter und Aebte hervorgiengen; nun ist sie nur noch eine Genossfame, die ihren beträchtlichen Besitz an „Gemeindegerechtigkeiten" (an Wunn und Weid) auf die Zeit zurückführt, „da noch die guten Bergmännlein diesen ihren Bann bewohnten." NM. 124. Wenn die Gersauer am Jakobstage das Hochamt abgehalten und den Segen für ihre Sennenbruderschaft empfangen haben, steigen sie bergwärts auf das untere und obere Geschwänd zu den zwei Kapellen bei Rigi-Scheideck empor zu ihrer Alpe Burggeist. Während sie hier tanzen und schwingen, erscheint der unerwartete Burggeist ebenfalls; es kommen zwei gnomenhafte, in Tannenwedel und Moos gehüllte Leutchen, die lustigen Masken des Wildemannli und Wildwîbli, um daran zu erinnern, dass ursprünglich Leuten solches Aussehens diese Alpe zugehört hat. Beide Masken sind ebenso die ständigen Charakterfiguren am Jahresfeste der Unterwaldner Sennenbruderschaft. Aeltlich, langbärtig, in Moos gekleidet, das Gesicht mit grauer Baumflechte beklebt, Fichtenreiser um die Hüften, ein entwurzeltes Tannenbäumchen als Alpstock führend, so erscheint zu Stanz, zu Alpnach und an andern Orten Nidwaldens am gleichen Festtage das besagte Wilde Ehepaar an der Spitze der solennen grossen Procession, ein missgeschaffenes Kindlein, das Lumpentiti, sich gegenseitig zuwerfend. Hinter ihnen drein schreitet die gesammte Obrigkeit kerzentragend zur Kirche, wo ein Hochamt abgehalten und für alle Verstorbenen der Bruderschaft besonders gebetet und geopfert wird. Dieses Paar repräsentirt des Landes Ureinwohner, von denen sich die Alpweiden auf die Vorfahren des jetzigen Geschlechtes vererbt haben; sie verdienen daher gleichfalls von Priester und Volk in das heutige Messgebet mit eingeschlossen zu werden. So wird aller der Geringen und Armen, deren die Geschichte niemals Erwähnung thut, doch im Gebete und im Glauben fortgedacht. Daher muss bei aller wissenschaftlichen Forschung auch der Glaube befragt werden, derjenige nämlich, welcher sein allgemeines Wissen über die ersten und letzten Dinge nicht aus

Dogmen, sondern aus sich selbst hat, nämlich aus der Fülle des ahnenden Gemüthes und der unerdichteten Tradition.

---

12. Beschaffenheit der ausgegrabenen menschlichen Skelete und Schädel.

Bericht von Herrn Edm. Schaufelbüel,
Vorstand des Kantonsspitals in Königsfelden.

Aus der Stein-, Bronze- und Eisenzeit der schweizerischen Pfahlbauten sind bis heute nur wenige Schädel und Skelettheile genau untersucht worden.

In dem meisterhaften Werke der Herren Prof. Rütimeyer und His (Crania helvetica) finden wir folgende Schädel beschrieben und in einen bestimmten Typus eingereiht:

1. Das Schädeldach eines Kindes aus der Pfahlbaute von Meilen (Steinstation).
2. Das Fragment vom Schädeldach eines Erwachsenen aus der Bronzestation von Auvernier.
3. Die vollständige Schädelkapsel eines Kindes aus der nämlichen Station.
4. Zwei Schädel aus den Pfahlbauten des Bielersees, welch' letztere aber bis in die römische Zeit hineinreichen.

Schliesslich hat Herr Dr. E. Desor in seinem neuesten Werke über die Pfahlbauten des Neuenburger Sees einen Schädel aus der vorrömischen Eisenzeit abgebildet. Diese angeführten Schädel sind sämmtlich in den sogenannten Sion-Typus eingereiht worden; eine dolichocephale Schädelform, welche durch einen aus Sitten in Wallis stammenden Kopf repräsentirt wird, und dessen Charaktere nach Rütimeyer und His folgende sind:

Mächtige Entwicklung des Hinterkopfes nach Länge, Breite und Höhe; starke Entwicklung der Superciliarbogen und tiefe Einsetzung der Nasenwurzel; sanfte Rundung aller Contouren der Schädelkapsel.

Dieselben Schädelformen sind in Gräbern gefunden worden, welche den vorrömischen Einwohnern Helvetiens zugeschrieben werden; es lassen sich dieselben bis in die Neuzeit verfolgen, wenn auch deren Zahl successive seltener geworden ist.

Je gewagter es erscheint, aus einzelnen Schädelformen der Stein-, Bronze- und vorrömischen Eisenzeit einen richtigen Schluss

zu ziehen auf die Race der gesammten damaligen Bevölkerung Helvetiens, um so mehr müssen weitere Schädelstücke und Skelettheile von hohem Werthe sein aus Grabhügeln, deren Alter genauer bestimmt werden kann, insofern sie von den Römern und spätern Einwanderern nicht mehr benutzt wurden.

Nach den gegenwärtigen Untersuchungen von Prof. Rochholz reicht nun der Begräbnissplatz in Unter-Lunkhofen bis in die Steinzeit und schliesst mit der vorrömischen Eisenzeit ab.

Lässt sich nun an den in dem hier geöffneten Waldhügel vorgefundenen Schädeln der gleiche Typus nachweisen wie an den Schädeln der ältern Pfahlbauten, so können wir bereits einen sicherern Schluss ziehen, dass die Schädelbildung des damaligen Volkes demselben Typus und zwar der Sion-Form angehörte; ja der Geschichtsforscher ist sodann um so eher berechtigt, die Pfahlbauten sowie jene Waldhügel dem gleichen Volksstamme zuzuschreiben.

Ich gehe nun zu einer Aufzählung und Beschreibung der in unserm geöffneten Waldhügel vorgefundenen Skelettheile über, indem ich, was Fundort und Lagerung derselben betrifft, auf die hier vorangestellten Kapitel verweise.

1. An der tiefsten Stelle des Hügels wurde gefunden ein defectes Hinterhauptbein mit einem Reste des linken Seitenwandbeines, sowie ein Felsenbein. Die Hinterhauptsnath ist theilweise erhalten und nicht verwachsen. Die eminentia cruciata tritt stark hervor.

An diesem Schädelstücke fällt das langgestreckte foramen magnum auf, dessen Länge 40 und dessen Breite 30 Millimeter beträgt. Nach Rütimeyer und His ergeben sich für die Länge dieser Oeffnung folgende mittlere Masse der schweizerischen Typen: Hohberg-Typus 38,3; Sion-Typus 37,6; Dissentis-Typus 34,9 Millim. Vielleicht dürfte man aus dieser Formation des foramen magnum den sichern Schluss ziehen, dass der entsprechende Schädel jedenfalls nicht dem Dissentis-Typus angehört hat.

2. In gleicher Höhe (siehe pag. 236) wurde eine vereinzelte Schädelkapsel aufgefunden, welche zur Bestimmung des Typus von besonderer Wichtigkeit gewesen ist.

Die einzelnen Knochen dieser Kapsel, und zwar zwei Stirnbeine, zwei Seitenwandbeine, sowie ein kleiner Rest des Hinterhauptbeines, sind in den scharfzackigen Suturen auseinander gefallen. Wiewohl an dieser defecten Hirnschale nicht alle von den Anthropologen festgestellten Masse bestimmt werden konnten, so war

dennoch eine sichere Einreihung in eine der vier angenommenen Schädelformen möglich, indem die möglichst genau zusammengefügte Kapsel in der norma verticalis, frontalis, occipitalis, sowie in der Profilansicht unzweifelhaft dem Typus von Sitten entspricht.

Sofort fällt in allen Ansichten dieses Schädels eine schöne Rundung der Formen auf. Die Stirne steigt steil an, biegt sich aber bald sanft gerundet gegen den Scheitel, welcher ganz allmählich in die Hinterhaupt- und Schläfengegend übergeht und hinter der Mittellinie des Kopfes am höchsten ist. Scharfe eckige Uebergänge, die wir beim Dissentis-Typus als sichere Merkmale vorfinden, treffen wir hier nicht.

Bei der Betrachtung des Schädels von oben bemerken wir die grösste Breite des Hinterhauptes hinter der Mittellinie, d. h. hinter dem processus mastoideus, während die ziemliche Schmalheit der Schläfen- und Stirngegend sogleich in die Augen springt. — Die Profilansicht bietet eine auffallende Aehnlichkeit mit derjenigen des Kinderschädels von Auvernier, von Meilen und Altorf (siehe Abbildungen von Rütimeyer und His A XIX, A XXI), so dass sich die Contouren beinahe ganz decken. Die Superciliarbogen sind minim entwickelt, wie bei den so eben angeführten jugendlichen Schädeln. Der obere Augenhöhlenrand ist scharf, das Orbitaldach papierdünn, sowie sämmtliche Knochen dieser Kapsel, an der wir nirgends ausgesprochene Muskellinien finden, dünn und brüchig. Die Nasenwurzel ist breit und eingezogen.

Die Profilähnlichkeit vorliegender Schädelkapsel mit derjenigen des Kinderschädels von Meilen und Altorf, der Mangel von ausgesprochenen Superciliarbogen und Muskelleisten, die Zartheit des Knochens, sowie das Auseinanderfallen der Schädelstücke in allen Näthen: dies lässt wohl mit Sicherheit auf dessen Jugend schliessen.

Wiewohl nach Rütimeyer und His das Auge der feinste Beurtheiler der Formverhältnisse ist, indem die charakteristischen Formen der norma verticalis, occipitalis und frontalis, sowie die Profilansicht sich nicht durch Durchmesser veranschaulichen lassen, wodurch auch beim Mangel einzelner Schädelstücke dennoch mit absoluter Sicherheit eine Diagnose gestellt werden kann, so gebe ich dennoch die am Schädel no. 2 aufgefundenen Masse an:

Länge	175	Millimeter.
Grösste Breite	144	„
Parietalbreite	132	„
Stirnbreite	97	„
Längenumfang	520	„

Höhe	130?	Millimeter.
Länge der Pfeilnath	125	„
Länge der Stirnnath	120	„
Breitenlängen-Index	82,3	„
Entfernung der Nasenwurzel bis zur Gegend der kleinen Fontanelle .	170	„

Auch diese Zahlen stellen den Lunkhofner Schädel mit Sicherheit in den Sion-Typus, indem dieselben auffallend mit den Massen der schon vorerwähnten Kinderschädel übereinstimmen (vide die genauern Zahlenverhältnisse in dem schon oft citirten Werke von Rütimeyer und His).

3. In der Nähe der so eben beschriebenen jugendlichen Hirnschale wurde auch ein schwärzlich gefärbtes, sehr brüchiges Schädeldach gefunden, vollständig in Lehm und Erde eingebettet, dessen Kron- und Pfeilnath fest verwachsen sind und welches einem Schädeldurchschnitte entspricht, der durch die Stirnhöcker, die Verbindung des Seitenwandbeines mit dem Schläfenbein und den obern Winkel des Hinterhauptbeines geht.

Diese jedenfalls einer ältern Person angehörende Kapsel weicht beim ersten Anblick von dem oben beschriebenen jugendlichen Schädel ab, indem die bedeutendere Breite des Hinterhauptes, der Stirn- und Schläfengegend einige Aehnlichkeit mit dem Dissentis-Typus vermuthen liesse.

Jedoch die nähere Betrachtung dieses Schädeldaches von vorn und hinten, besonders aber die Profilansicht lassen sofort mit Sicherheit den Dissentis-Typus ausschliessen. Der Scheitel geht in schwachem Bogen und rund geformt in das Hinterhaupt und die Schläfengegend, ziemlich flach dagegen in die Stirn über. Die Parietalhöcker und Stirnhöcker sind kaum deutlich zu erkennen.

Entscheidend war aber die Vergleichung der Profil- und Verticalansicht mit bestimmten sichern Zeichnungen des Sion- und Dissentis-Typus im Werke von Rütimeyer und His, indem die Contouren unsers Schädeldaches ziemlich genau auf die Sion-Schädel A x, A xi u. s. w. passen, während sie mit den Linien des Dissentis-Schädels durchaus keine Aehnlichkeit haben.

Die oben angeführte, ziemlich nach vorn liegende Breite des Hinterhauptes und der Stirne übertrifft diejenige entschiedener Sion-Köpfe durchaus nicht; während die Höhe eine jedenfalls niedrige gewesen sein muss. —

Die möglichen Messungen ergaben:

Länge von der Stirn bis zur Gegend der kleinen Fontanelle	170	Millimeter.
Grösste Breite	150	„
Parietalbreite	140	„
Stirnbreite	100 ?	

4. Die mit Schmucksachen überhäufte, auf pag. 231 näher beschriebene verbrannte Frauenleiche lieferte eine Anzahl kleiner, dünner, durchbrannter Schädelstücke, die sich nicht zusammenfügen lassen und daher eine nähere Bestimmung des Schädeltypus unmöglich machen.
5. Eine Kriegerleiche, deren Lage im Grabhügel auf pag. 238 genau beschrieben wurde, lieferte uns eine grosse Zahl von Skelettheilen, und zwar: 2 Felsenbeine, 1 wohlerhaltenen Unterkiefer, defecten Oberkiefer, 1 Jochbein, 5 Hals- nebst 2 Rückenwirbeln, 2 Schulterblattstücke, Ober- und Vorderarmknochen, 3 Metacarpalknochen und 4 erste Phalangen der Hand.

   Vom Becken sind erhalten ausser dem rechten Hüftbein: die ziemlich gut erhaltenen Sitzbeine, sowie die horizontalen Aeste des Schambeines und der erste und zweite Kreuzbeinwirbel. — Von der untern Extremität besitzen wir ziemlich gut erhaltene Ober- und Unterschenkelknochen, aber durchaus keine Knochen des Fusses.

Sämmtliche Theile dieses Knochengerüstes sind ausgezeichnet durch zarten Bau, schlanke Form und besonders durch den Mangel stark entwickelter Muskelleisten, vorspringender Kanten und Höcker.

Die Schädelkapsel dieser Leiche wurde dermassen zertrümmert, dass in der Erde, in welcher Ober- und Unterkiefer, 2 Felsenbeine, sowie die angeführten Wirbel eingehüllt waren, nur Trümmer des Schädeldaches sich vorfanden, welche eine Bestimmung des Typus nicht zulassen.

Der Unterkiefer ist wohl erhalten und mit 15 schönen, nicht abgeschliffenen Zähnen besetzt. An der Stelle des linken Weisheitszahnes findet sich eine kleine Lücke im Alveolarlimbus, welche auf ein baldiges Durchtreten des Zahnes schliessen lässt, während der rechte, wenn auch sehr niedrig, in die Reihe der übrigen eingetreten ist.

Der limbus alveolaris dieses Kiefers, dessen Muskelleisten wenig hervortreten, dessen Winkel schön gerundet in die beinahe rechtwinklig vom Körper aufsteigenden Aeste übergehen, steht gerade

nach aufwärts, wodurch die Zähne, sowie auch das ganze Gesicht eine orthognate Form erhalten hat. Die Entfernung beider Unterkieferwinkel beträgt 90 Millimeter. Der Kieferumfang, d. h. von einem Winkel zum andern, 150 Mm. Der aufsteigende Ast hat eine Breite von 30, der Körper bis zu den Zähnen eine solche von 28 Mm.

Der Oberkiefer, durch Druck über den Unterkiefer verschoben, mit einer Höhe von 60 Mm., enthält einige gut gestaltete Backenzähne, welche, bei gerade nach abwärts gehendem Zahnfortsatze, der Zahnstellung des Unterkiefers entsprechen. Die apertura pyriformis zeigt eine Breite von 26 Mm.

Die Halswirbel, ausser Atlas und epistropheus, gut erhalten, besitzen eine Kanalöffnung von 20 — 30 Mm. und bieten im Uebrigen keine besondern Eigenthümlichkeiten dar.

Die zwei Schulterblattreste, an denen ein kleiner Theil der cavitas glenoidea, der Hals, sowie das acromion sich vorfinden, zeichnen sich ebenfalls durch feinen gracilen Bau aus.

Die beiden glatten und abgerundeten Oberarmknochen, deren Köpfe grösstentheils zerstört sind, zeigen nach Vergleichung mit andern eine Länge von 340 Mm. und einen kleinsten Umfang von 55 Mm. Die Länge der Vorderarmknochen konnte bei den wohl erhaltenen Gelenksenden genau bestimmt werden, sowie der Durchmesser des radius und der ulna, besonders in der Nähe des Handgelenkes.

Länge der ulna	220 Millim.
Durchmesser des radius am untern Gelenksende . .	32 „
Durchmesser der ulna	12 „
Durchm. von ulna und radius am Handgelenk zusammen	44 „

Die 3 Metacarpalknochen und 4 erste Phalangen der Hand, mit theilweise abgebröckelten Gelenksenden, erlauben die Architektonik der Hand annähernd festzustellen, indem die erstern 52 bis 60, die letztern allerwenigstens 40 — 45 Mm. lang sind.

Berechnen wir eine entsprechende Länge der übrigen grössten Phalangen zu nur 40 Mm., so ergiebt sich immerhin eine Handlänge, d. h. ohne Handwurzel, von wenigstens 145 Mm.

Der Durchmesser der Handgelenksenden von 4 Metacarpalknochen beträgt wenigstens 44 Mm. Die Gelenksenden der ersten Phalangen ergeben einen Durchmesser von 8 — 15 Mm.

Die zahlreichen kleinen Rippenstücke können nicht so zusammengefügt werden, um eine Form des Brustkorbes zu bestimmen; dieselben sind dünn, mit einem Durchm. von 10 — 15 Mm.

Das rechte Hüftbein des Kriegerbeckens mit ziemlich steil aufsteigendem Flügel ohne entwickelte Muskelleisten, lässt mit dem vorhandenen Sitzbein und queren Ast des Schofsbeines eine gut geformte Gelenkspfanne bilden, deren grösster Durchmesser von oben nach unten 50 Mm. beträgt. Wiewohl von der linken Beckenhälfte das Sitzbein und ein querer Ast des Schofsbeines, sowie ein kleiner Rest des Hüftbeines vorhanden sind, so lässt sich dennoch kein Becken construiren, um auch nur annähernd die Durchmesser bestimmen zu können.

Von dem Kreuzbein, dessen Wirbel noch nicht verwachsen waren, hat sich dessen erster vollständig, der zweite theilweise erhalten.

Die Breite des einen Kreuzbeinwirbels, dessen Flügel kurz sind, beträgt 108 Mm., die Höhe 30 Mm.

Der Hals der beiden Oberschenkelknochen, deren Länge genau bestimmt werden kann, indem der Kopf, sowie ein Theil des untern Gelenksendes sich vorfinden, ist sehr lang, und stumpfwinklig an das Mittelstück angesetzt.

Auch diese Knochen, deren Trochanteren theilweise abgefallen sind, zeigen keine stark vorspringenden Kanten, erscheinen daher ziemlich rund und glatt.

Länge des Femur	450	Millimeter.
Kleinster Umfang	70	„
Kleinster Durchmesser des Halses	30	„

Die Tibia, deren Länge wegen wenig abgebröckelter Gelenksenden genau bestimmt werden kann, zeigt eine entsprechende Knochenbildung wie der Oberschenkel.

Länge der Tibia	350	Millimeter.
Kleinster Durchmesser der Tibia	22	„

Lässt sich nun wohl aus obigen Angaben das Geschlecht, Alter, die Grösse, ja endlich die Formation der Gelenke und der Hand des Menschen annähernd bestimmen, dem diese Knochen angehörten? Ich glaube, ja.

Die geringe Breite des Kreuzbeines, die steile Erhebung der Hüftbeinflügel, der lange Hals des Oberschenkels und besonders die sehr stumpfwinklige Ansetzung desselben an das Mittelstück beweisen wohl mit Sicherheit, dass die bestattete Person, trotz dem zarten Baue sämmtlicher Knochen, ein Mann war.

Der feine Knochenbau muss demnach erklärt werden entweder durch die Jugend des bestatteten Kriegers oder, wenn diese nicht nachgewiesen werden könnte, vielleicht durch die Annahme einer

Race, welche sich durch kleinen Bau und feinere Gliederung auszeichnete. —

Die Länge, Festigkeit und Dicke der Knochen schwankt nun aber selbst bei bekannten Völkern so bedeutend, dass auch bei Ausschluss der Jugend eines Skeletes kaum ein sicherer Schluss auf das Knochengerüste einer gesammten Bevölkerung erlaubt wäre bei Resultaten, die sich nur an einigen Skeleten ergeben haben.

Der Mangel des zweiten Weisheitszahnes an dem Unterkiefer des Kriegers, die Frische aller Zähne und besonders das Nichtverwachsensein aller Kreuzbeinwirbel beweisen unzweifelhaft, dass unser Skelet einem jungen Manne von circa 20 Jahren angehörte, so dass der gracile Bau der Knochen, die geringe Entwicklung der Höcker und Kanten, die nicht sehr hohen Durchmesser derselben keiner weitern Erklärung bedürfen.

Nach obigen Angaben beträgt die Länge der untern Extremität unsers Kriegers wenigstens 880 Mm. Dieses Mass lässt nach zahlreich angestellten Messungen an jugendlichen und erwachsenen, gut gebauten Personen auf eine Totalhöhe schliessen von circa 1600 Mm.

Da das Höhenmass für die französischen Rekruten 1560 Mm. beträgt, so wird wohl die angenommene allgemeine Kleinheit der damaligen Bewohner Helvetiens genügend widerlegt sein.

Anhaltspunkte über den Bau der Gelenke dieses Kriegers finden wir besonders in der Pfanne, welche für den rechten Oberschenkelkopf bestimmt ist; sowie in den oben beschriebenen Durchmessern des untern Abschnittes von ulna und radius, mehrerer Metacarpal- und Phalangenknochen. Die Form der Pfanne weicht von der gewöhnlichen durchaus nicht ab und besitzt nach obigen Angaben einen Durchmesser von 50 Mm., welcher auch an dem acetabulum anderer ausgewachsener Becken der gegenwärtigen Zeit gefunden werden kann.

Weniger genau lässt sich die Grösse des Gelenkskopfes bestimmen, indem derselbe ohne Knorpel, wohl auch etwas von der Knochenoberfläche verloren hat.

Wir schliessen daraus, dass die Form dieses Gelenkes demjenigen vieler gegenwärtig lebender Personen entspricht, und daher auch die andern Gelenke des Knochengerüstes, speciell die Handgelenke, jedenfalls in Bau und Grösse der Durchmesser nicht so minim sein konnten, dass sie in der gegenwärtigen Zeit nicht mehr aufzufinden wären.

Der Durchmesser des Handendes von radius und ulna beträgt nach obiger Angabe 44 Mm., welcher am lebenden Menschen durch Hinzurechnung des Knochenüberzuges und der Haut jedenfalls bis auf 50 Mm. angewachsen ist.

Ich habe nun eine grosse Anzahl weiblicher, sowie auch junger männlicher Personen auf diesen Durchmesser untersucht und bei einigen mit feinerm Knochenbau und wohlgebildeter kleiner Hand einen Durchmesser von 40, 45 bis 50 Mm. gefunden.

Hieraus lässt sich wohl auf eine Hand des Kriegers schliessen, welche auch in unserer Zeit bei weiblichen Personen, bei Jünglingen von feinerm Knochenbau nicht zu den Seltenheiten gehört, zumal alle meine Messungen an Personen vorgenommen wurden, welche der Landbevölkerung angehören. Die grösste Breite der Hand, welche der Gelenksverbindung der Metacarpal- und Phalangenknochen entspricht, kann durch eine Wölbung dieser Gegend bedeutend verkleinert werden.

An mehrern Händen konnte der Durchmesser, welcher dieser grössten Handbreite entspricht, bis auf 52, 54 und 60 Mm. reducirt werden, so dass über mehrere Hände Erwachsener ein Ring mit 54 Mm. Durchmesser bequem geschoben werden konnte.

Jedenfalls hat ein Ring von 54 Mm. Durchmesser in der Gegend der Handwurzel bei vielen Personen genügenden Spielraum, deren Hände das Ueberschieben dieses Ringes nicht mehr gestattet.

Die Länge der knöchernen Kriegerhand wurde auf 145 Mm. berechnet, wornach die Handlänge im Leben, ohne Handwurzel, durch Hinzurechnen der Knorpelüberzüge jedenfalls 150 Mm. erreichen musste.

Diese Länge entspricht auch der Hand derselben Personen, deren Durchmesser oben angegeben wurde. Die entsprechende Länge meiner eigenen Hand ergiebt 152 Mm.

Ueber den Schädel, welcher diesem Krieger angehörte, lässt sich nur so viel eruiren, dass die Stellung des Gesichtes zur Schädelkapsel, nach obiger Beschreibung der Kiefer und Zähne, orthognat war.

Die Resultate meiner Untersuchung berechtigen nun zu folgenden Schlussfätzen:

1. Die aufgefundenen Schädel der in diesem Waldhügel begrabenen Personen haben eine dolichocephale Form, gehören dem Sion-Typus an und unterstützen demnach die Behauptung mehrerer Forscher, dass die Bewohner Helvetiens in der Stein-, Bronze- und vorrömischen Eisenzeit

dieselbe Schädelform (mit Sion-Typus) hatten, welcher eine orthognate Gesichtsstellung entsprach.

2. Die Körpergrösse der damaligen Bevölkerung war derjenigen unserer Zeit ziemlich entsprechend.
3. Die Form der Gelenke und die Grösse der Hand entspricht derjenigen eines grössern Theiles unserer weiblichen und jungen männlichen Bevölkerung, wiewohl die Möglichkeit nicht auszuschliessen ist, dass die oben construirte, allerdings kleine Hand des jugendlichen Kriegers durchgehends der damaligen Gesammtbevölkerung eigen war.

---

13. Verzeichniss der Fundstücke.

Erste Abtheilung: Ueberreste aus dem vorzeitlichen Wald- und Wildbestande im Reussthale.

No.

1. Leichenstreue von Eichen-, Buchen- und Steinbuchenlaub, ein Heftchen; aus dem Grunde zweier am 14. Juni 1866 im Bärhau abgedeckten Nachbargräber. Beigelegt ein Schächtelchen calcinirter Knöchen ebendaher.
2. Braune, zum Theil macerirte Eichen-, Hagebuchen- und Buchenblätter, letztere sehr schön erhalten; ein Heftchen, aus den zehen Brandschichten des Gr. Heidenhügels.
3. Ein Büschel macerirtes Hagebuchenlaub, erhoben unter dem linken Vorderarme der begrabenen Kriegerleiche no. 29.
4. Vier Stückchen hellbraunen, gewichtlosen Holzes, auf der Rindenseite angebrannt, von der Brandstätte der Frauenleiche no. 47.
5. Angekohlte Birkenrindenstücke, unverbrannte Birkenzweige, zwei Schächtelchen voll.
6. Holzkohlen von Stamm und Reisig, eine Schachtel.
7. Holzkern eines Bronzewerkzeuges oder Griffes, mit zwei senkrechten Seitenflächen und zwei Löchern vom Stiftbeschläge; grün-vererztes Weidenholz.
8. Vielerlei angekohlte Bruchtheile eines Holzkästchens, dessen Wände aus konisch zugeschnittenen Stäbchen gefügt und mit Birkenrinde bandartig umflochten gewesen.
9. Gallen, verkohlte und unverkohlte, birnenförmige Auswüchse der untern Baumwurzeln des Grabhügels.
10. Eine kurzfrüchtige Haselnuss, Corylus avellana ovalis, mit Schale und Füllung; eine aufgeplatzte Fruchtdecke der Buchnuss; zwei junge Eicheln von Quercus Sessiliflora.
11. Grassamen, erhoben zwischen Knochenresten einer verbrannten Leiche.
12. Hauerzahn eines Ebers, erhoben auf dem linken Vorderarm einer Kriegerleiche.

No.
13. Zwei vererzte Zähnchen eines kleinen Vierfüssers.
14. Sieben Süsswasserschnecken, sechs von der Gattung der Tellerschnecke, Planorbis; bei dem Gebein einer Kinderleiche erhoben.

Zweite Abtheilung: Stein- und Thongeräthe.

15. Farbige Kiesel, Feuersteine, Jurajaspise, theilweise würfelförmig gehauen; gefunden bei Kinderleichen.
16. Eiförmig zugeschliffenes Sandsteinchen, unter der umgestülpten Graburne des Hügels no. 1 ungebrannt gelegen.
17. Dreizehnerlei Nagelfluh-, Kiesel- und Sandsteinchen, theils in Form von Schussern kugelrund gerollt, theils walzen- und eiförmig zugeschliffen, Spuren des Feuers und der Leichenasche an sich tragend.
18. Die Hälfte eines grossen Rollkiesels, tellerförmig ausgehöhlt.
19. Reusskiesel als Schleudersteine, ein Säcklein voll; kugel- und walzenförmige, von Apfel- bis über Faustgrösse.
20. a) Ein gedörrter thönerner Schleuderball von 4½ Zoll DM. b) Ein kleiner Lehmschusser.
21. Zwei gelbthönerne gebackene Spinnwirtel oder Spindelsteine, fleckig von Brandasche. Der grössere von 1 Zoll DM. ist vom Mittelpunkt aus nach der scharfen Kreiskante abgeplattet; der kleinere von ¾ Zoll DM. knopfartig konvex, beide mit durchgehendem engem Spindelloch.
22. Zwei Rundboden zweier Schwarzgeschirre aus grobem Quarzgrus, mit Graphit überstrichen.
23. Eine auf ihrem Nabel stehende Rundschale, in die eine zweite wenig kleinere eingelassen ist. Schwarzgeschirr.
24. a) Wandtrümmer von Schwarzurnen mit calcinirten Knochen.
    b) Reste in einander geschachtelter Rundschalen mit Gebein und Kohlen.
    c) Urnenreste mit Kinderknöchlein. Sämmtlich Schwarzgeschirr.
    d) Zwei in einander geschachtelte handhohe Schüsseln in Form eines Milchbeckens.
    e) Stehboden und Wand eines weitbauchigen Topfes.
25. Zwei kleine grobirdene Trinknäpfchen mit kurzgeschweiftem Oberrande.
26. Trümmer kleiner dünnwandiger Näpfchen, mit Rothstein bestrichen.
27. Einige hundert Irdenscherben verschiedener Grösse, weitbauchig, bis auf ½ Zoll Wanddicke, theils mit Rothstein, theils mit Graphit überstrichen.
28. Ornamentirte Geschirrtrümmer in fünferlei Motiven.
    a) Je nach drei Reihen kurzer Dreiecke, die ihre Basis einander entgegen kehren (Motiv: die dreifache Zickzacklinie), folgt in gleicher Raumbreite eine Reihe Kreise mit grossen Mittelpunkten (Motiv: die Radfelge mit Nabe), hierauf wieder jene dreifache Reihe Dreiecke. Die Figuren sind mit Metallmodeln scharf in den Lehm eingestochen und mit Kreide ausgefüllt, der Geschirrgrund ist chokoladebraun.
    b) Je zwei markig gezeichnete Halme schwingen sich mit ihrer Spitze einander entgegen, oder schliessen einen dritten aufrecht stehenden in ihrer Mitte ebenmässig ein. Tief eingeritzt.
    c) Zwei Linien mit einer dritten in ihrer Mitte steigen zusammen aus enger Basis nach beiden Seiten in die Höhe und gehen nach oben strahlenartig auseinander. Fein eingeritzt.

No.

d) Eine gerad aufwärts steigende Linie entwickelt in ihrer Zweidrittelshöhe nach rechts und links einen kurzen Zweig (Doppelzwiesel). Fein eingeritzt.

e) Ein strickförmig in sich selbst gewundener Wulst, hoch und breit gemodelt, theilt Oberrand und Ausbauchung des Gefässes von einander ab, auf beiden Seiten von einer scharfen Kreislinie begleitet.

Dritte Abtheilung: Bronze, Bernstein, Glas, Gewebe, Holzgeräthe.

29. Bronzener Handgelenkring eines begrabenen Kriegers, dessen linken Vorderarm fest umschlingend; glattgewölbter geschlossener Vollguss, innerer DM. 5,4 Centimeter. Mit umschlossen von der Graberde und dem Ringe: ein langes Eisenstänglein mit weiter Oese.
30. Geripptes Rundstück eines Armbaugs, Vollguss.
31. Zwei Bronze-Handgelenkringe der verbrannten Frauenleiche; glatter Guss von 5,4 Centimeter innerem DM. Innenseite flach, Aussenseite gewölbt.
32. Zwei im Leichenbrande zerstörte Bronze-Halsringe von 1 Decimeter innerm DM. und 1 Centimeter Dicke, die gewölbte Aussenwand mit feinen Querfurchen ciselirt, über eine Füllung von geschnittenem Weidenholz gerollt.
33. Ein dritter Bronze-Halsring von 8 Centimeter innerm DM., nur in seiner hölzernen Gussfeele übrig, die Oxyde 1/4 Zoll tief eingeprägt in das Holzfach eines Schmuckkästchens; umgeben von handbreiten Striemen geflochtener Birkenrinde.
34. Konisches Ende eines Armringes aus geschnittenem Bronzeblech, aufgerollt über eine aus dem Innern hervorragende Weidenholzfüllung.
35. Fünf muthmassliche Ringmünzen, glatter Vollguss. No. 1 von 2,86 Gramm Gewicht und 12 Millimeter Durchm. — No. 2 von 3,31 Grm. und 12 Millim. — No. 3 von 3,12 Grm. und 17 Millim. — No. 4 von 3,12 Grm. und 17 Millim. — No. 5 von 4,35 Grm. u. 22 Millim. — Ein sechster Ring dabei zerbrochen.
36. Zur Vergleichung von Gewicht und Durchmesser: drei ähnliche Ringmünzen, erhoben durch Prof. Dr. Eduard Desor in den Pfahlbauten zu Auvernier am Neuenburger See.
37. Bronzene Gewandnadel, 1 1/2 Zoll lang. Der durch eine Spiralfeder von fünf Umgängen obenher angespannte Nadeldorn wird in die Hohlkehle des Nadelbalkens eingelegt und darin festgehalten.
38. Fünferlei Spiralgewinde zerbrochener Gewandnadeln mit einfachem bis fünffachem Umgange.
39. Bronzeperle in Form eines runden, oben rasch abgespitzten Fruchtknopfes, unten mit einem Stellhals. Zwei ähnliche kleinere Exemplare sind zur chemischen Analyse verbraucht worden.
40. Bronzeknopf eines Dolch- oder Messerheftes in Form eines niederwärts dreifach abgestuften Kreisels.
41. Walzen- und perlenförmige Spangentheile, im Leichenbrande faden- und tropfenförmig umgeschmolzen.

No.

42. Bronze-Ohrring, ein Guss ohne Oehr und Schliesshaken, ungeschlossen; hält innern DM. 1,5 Centimeter.
43. Sechserlei Bronzenadeln. Die Haarnadeln ursprünglich von Spannenlänge; die Näh- und Stecknadeln mit Oehr, Spitze und Rundkopf versehen.
44. Bronzenes Ohrgehänge in Form einer hochgehenkelten Vase, niederwärts als dreifach gegliedertes Kegelchen endend; einzuhängen in einen ungeschlossenen Ohrring wie no. 42.
45. Bronzebuckel eines Stirnbandes. Der Hohlguss stellt nach Form und Grösse die Halbseite einer Walnuss dar sammt ihrem fleischigen, kurzgekrümmten Fruchtstiel. Zwei parallele enge Kreise umziehen den Rand der Halbkugel, der knapp aufsitzt. — Von den Wänden der übrigen Reihe dieser Buckeln ein Schächtelchen Bruchtheile.
46. Bronzener Frauengürtel; fünferlei Theile von 3½ Dec. Länge und je 4,8 Cent. Breite. — Gesammelte Bruchtheile von den ornamentirten Bronzewänden des Gürtels, ein Schächtelchen. — Vom Gürtelbeschläge: zwei Bronzehäkchen, zwei Bronzestiftchen, ein Eisenstiftchen.
47. Frauengewand, aus Hanf und Lein gewoben, schwarzgefärbt, mit Bronzeperlen durchgittert, ergiebt gegen ¾ Ellen. Dazu kommt: a) ein Gewebmuster; b) ausgefallene Gewandperlen; c) weisse Metallkügelchen aus zersetztem Zinn; d) ein Klümpchen Wollenstaub, untermischt mit Halmenresten, aus den Gewandfalten, und e) zweien Larven der Dermestes-Motte.
48. Bronzenes Fürgespenge nebst Gewandresten; ein senkrecht laufender Theil von 5,2 Cent. Breite und 1 Dec. Höhe. Dazu ein Schächtelchen oxydirter Ornamentstheile.
49. a) Ein Bernsteinring, braunroth, geschnitten in ½ Zoll Dicke; b) ein strohgelber Bernsteinsplitter.
50. Drei Stückchen Rubinglas, je vier- und fünffach facettirt und polirt.
51. Muthmassliche Ledertheile von Gürtel- und Stirnbindenfutterung.
52. a) Ein Schächtelchen Bronze-Oxyde aus der Leichenasche; b) eines mit vererzten Knochenresten; c) eine kleine Lehmscholle aus der Leichenbrandschichte.

Vierte Abtheilung: Eisengeräthschaften.

53. Eisenschiene einer Radfelge, 7 Zoll lang, 1¼ Zoll breit, mit vier durchgehenden Beschlagnägeln.
54. Mehrere Bruchtheile eines rundlichen Geräthes, vielleicht Schildbeschläges.
55. Fünf dreizöllige massive Eisennägel mit rhombisch geschmiedeten Zierköpfen.
56. Rostüberreste eines Eisenschwertes.
57. Ein Kurznagel mit rhombischem Kopfe; Bruchstücke eines rundlichen Eisenbeschläges.
58. Dolcheisen oder Speereisen in Form eines kurzen zweischneidigen Blattes mit Mittelrippe und einem Ansatz von Schaftröhre.

No.
59. Zehn Stück feingeschmiedete Eisenstänglein, je 2 Zoll lang, an beiden Enden gespalten und in runde Oesen erweitert. Ein eilftes steht no. 29 erwähnt. Muthmassliche Längenglieder von den Stangenkettchen des Wehrgehänges.

Fünfte Abtheilung: Menschenskelete.

60. Defektes Hinterhaupts- und Felsenbein.
61. Hirnschale einer jungen Person.
62. Schädelkapsel mit verwachsenen Näthen, einer alten Person angehörend.
63. Schädeltrümmer einer verbrannten Frauenleiche.
64. Schädel- und Skeletstücke des begrabenen jungen Kriegers.
65. Skeletreste eines begrabenen circa einjährigen Kindes.
66. a) Zwei Trümmer zweier Hirnschalen.
    b) Tibia eines mehrjährigen Kindes.

Inhaltsverzeichniss

des Berichtes über die Lunkhofner Waldgräber.

		Seite
1.	Zur urkundlichen Namensgeschichte Lunkhofens	219
2.	Lage und Abdeckung des Grossen Heidenhügels	224
3.	Localsagen über die Lunkhofner Heidengräber	239
4.	Beschreibung einzelner Grabmitgaben als besonderer Cultgegenstände aus dem Grabalter und Brennalter. Grabstreu und Brenndorn im Rosengarten	245
5.	Kieselsteine als Grabmitgaben, betrachtet aus dem Gesichtspunkte des Steinzeitalters	258
6.	Urnen, Topfscherben, Geschirrverzierung	266
7.	Eberhauer und Schneckenhäuser, Hasel- und Buchnüsse . .	272
8.	Gewand mit Bronze-Fürgespenge und Gürtel. Bernstein und geschliffenes Glas, Leder	275
9.	Beschaffenheit des vorgefundenen Bronze- und Eisengeräthes, chemische Analyse	278
10.	Die Ringmünzen . . . . . ,	287
11.	Zeitalter und Race der hier Bestatteten; erwogen nach der Landessage von den Erd- und Wassermännern des Zwergenvolkes . .	291
12.	Beschaffenheit der ausgegrabenen menschlichen Skelete und Schädel (Bericht von Herrn Edm. Schaufelbüel)	317
13.	Verzeichniss sämmtlicher Fundstücke	326
14.	Bildtafeln.	

Taf. I. Fig. 1—3: Dreierlei Ornamente der Felder eines Bronzegürtels, zweifach vergrössert.

Taf. II. Fig. 4—7: Entwicklung der geometrischen Ornamente der Gürtelfelder, mit Bezeichnung der Uebergangsstellen.

Taf. III. Frauengewand mit bronzenem Fürgespenge und Gürtel. Die punktirten Linien sind hypothetische. Das Webemuster des Gewandstoffes ist wirkliche Grösse, die hinein gewobenen Bronzeperlen (Krällelein), seitwärts und von vorne gezeigt, sind 15mal vergrössert. — Fig. 1 ein bronzenes Ohrgehänge; Fig. 2 eine Bronzebuckel der Stirnbinde, beides in natürlicher Grösse.

Taf. IV. Karte von Unter-Lunkhofen, mit den 40 Hügelgräbern im Bergwalde Bärhau.

Ergänzung und Berichtigung.

Zu den auf pag. 220 über Lunkhofen mitgetheilten Urkunden ist nachzutragen:

1223 C. de Lunchunft, testis. Neugart, Episc. Const. 2, 193.

1273 Hugo de Lunkoff, Senator Turicensis. Neugart, Episc. Const. 2, 316. Es ist derselbe, welcher pag. 224 unserer Schrift aus dem Jahrzeitbuch der Züricher Probstei verzeichnet ist.

1297. Ruodolf von Lvnkvft, ritter, wird bürge vnde gifel zu Luzern. Kopp, Urkund. zur Gesch. der eidgenöss. Bünde 2, pag. 160.

1317 ze Lunghuft die Herdsteuer und Fischenze, die zu diesem Hofe gehören, werden von Herzog Leupold an den Edelknecht Adolf von Barre vergabt. Lichnowsky, Gesch. des Hauses Habsburg 3, Urk. no. 423.

1321. Walther, Kelner ze Lungkoft. Geschichtsfr. 20, pag. 162 und 164.

1376 verpfändet Herzog Leupold dem Ritter Gottfried Müller von Zürich den Kelnhof zu Lunkhofen im Rüfsthal. Tschudi 1, 491.

1381 Herzog Leupold vermehrt dem Ritter Gottfried Müller, seinem Hofmeister, den Pfandschilling auf dem Kelnhof zu Lunkhof und im freien Amte. Archiv f. Schw. Gesch. X, 520.

Pag. 291, Zeile 26, lies Umfang, statt Durchmesser.

Fig. 1.

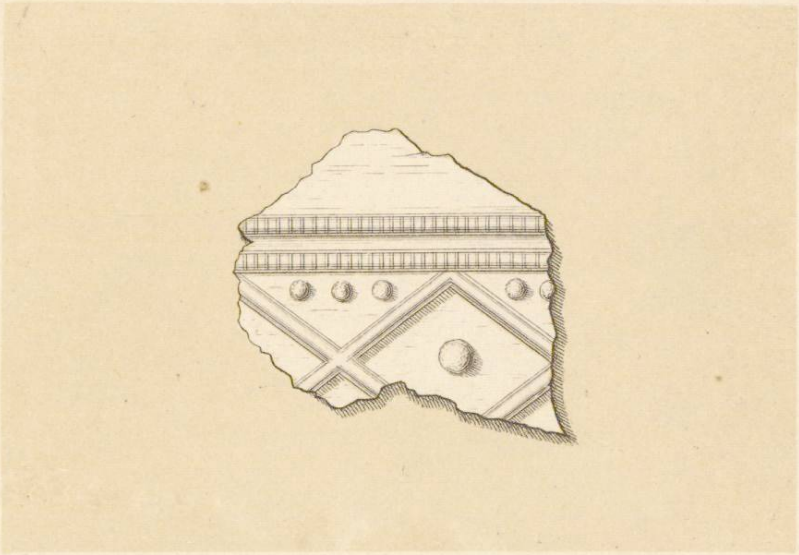


Fig. 2.

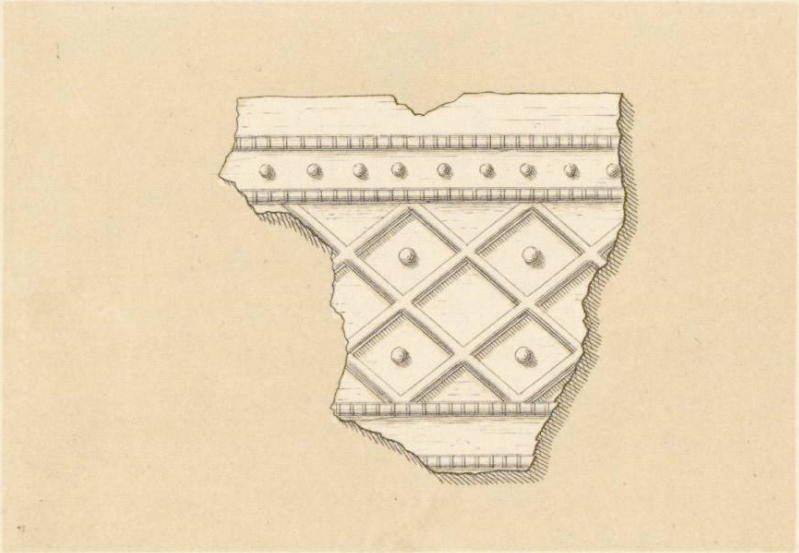


Fig. 3.

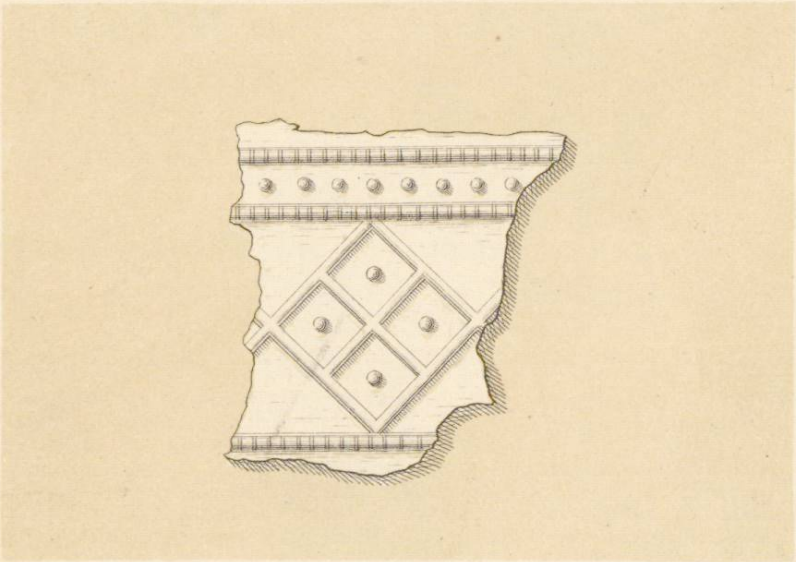


Fig. 4.

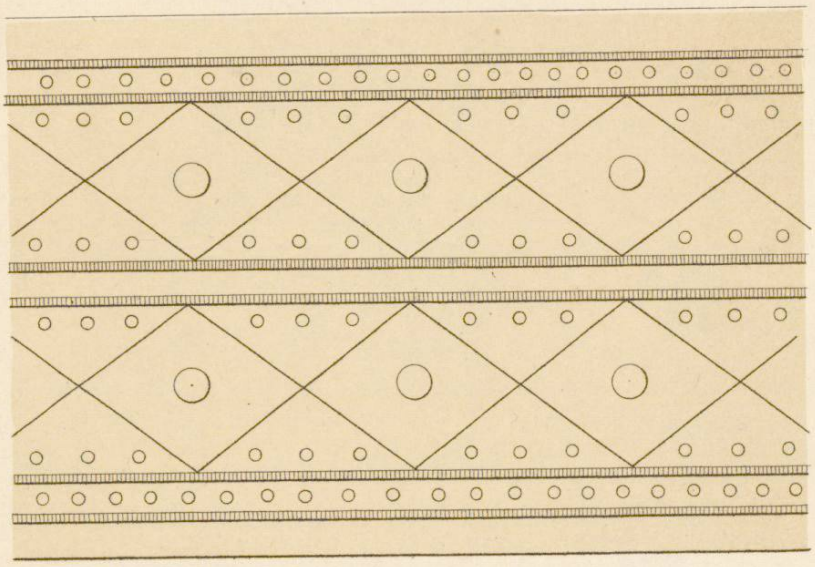


Fig. 5.

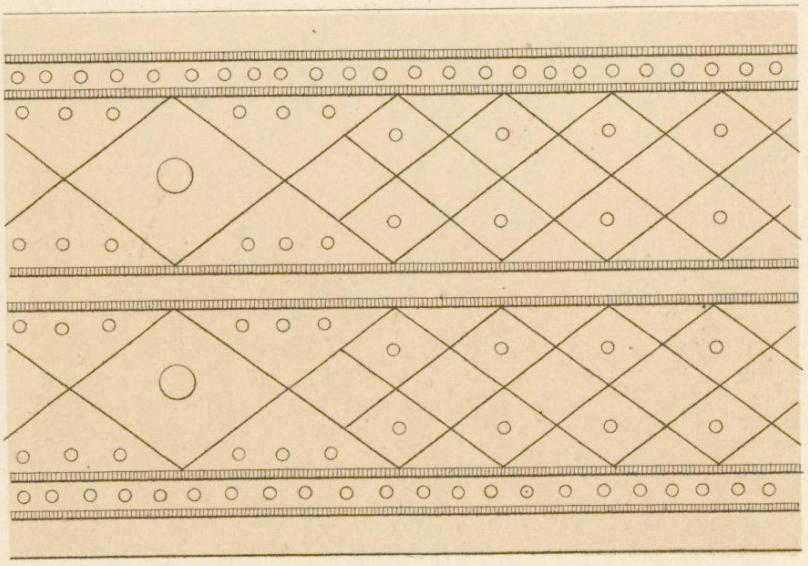


Fig. 6.

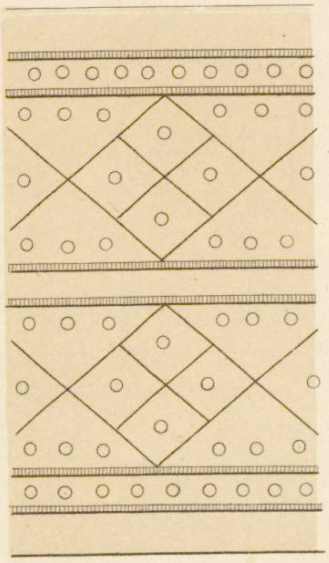
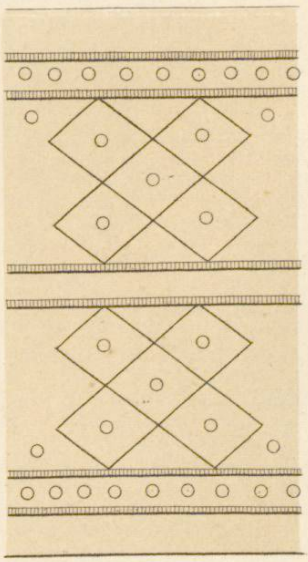
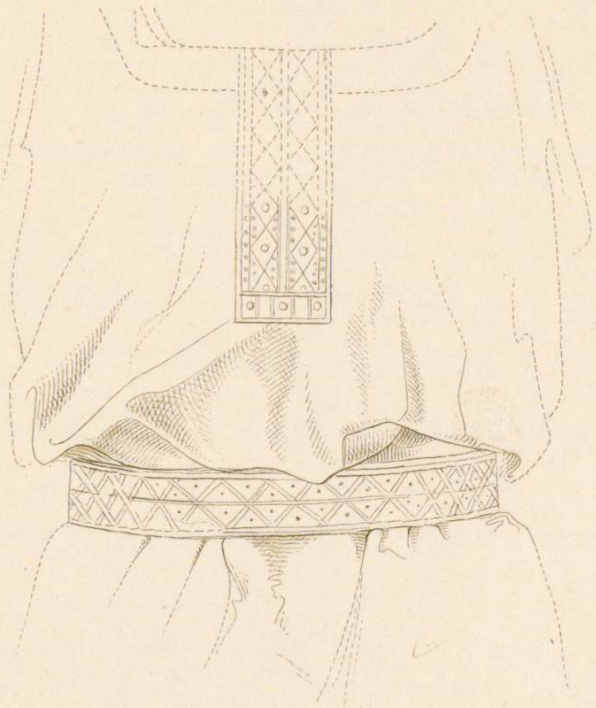
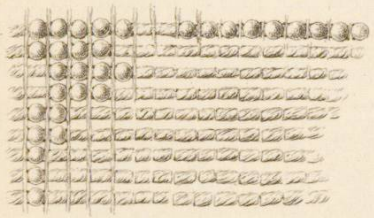


Fig. 7.

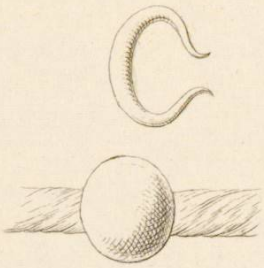




1/5 der Wirklichkeit



Wirkl. Grösse.



Vergrössert 15 Mal.

Fig. 1a.

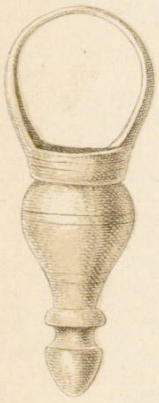


Fig. 1b.

Fig. 2a.

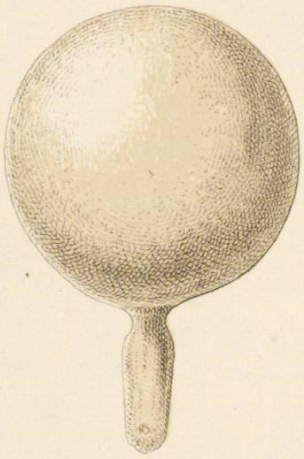
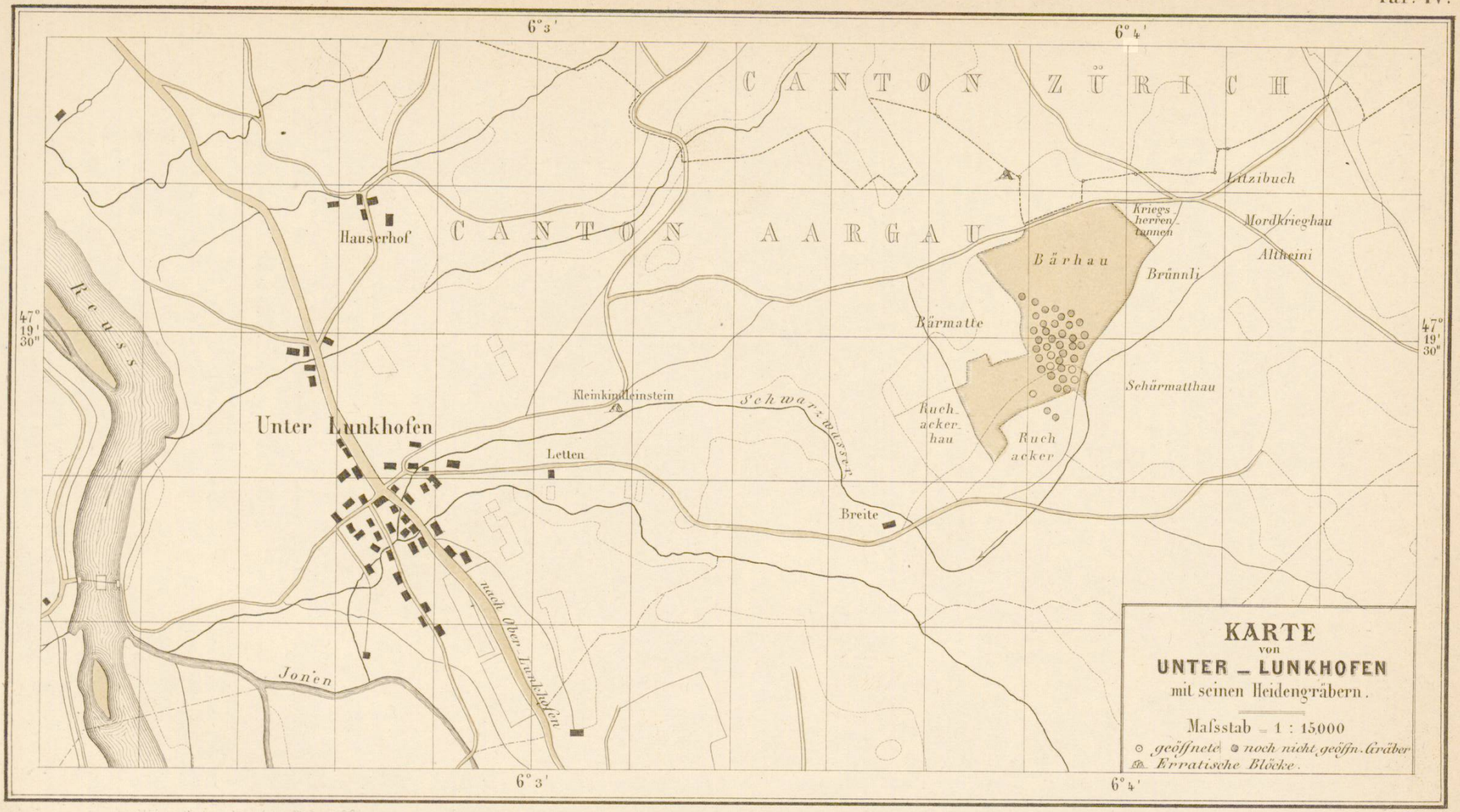


Fig. 2b.

Wirkl. Grösse.

Lith. Anstalt v. Wurster, Randegger & Co. in Winterthur.



Topogr. Anstalt v. Wurster, Randegger & Cº in Winterthur.